

Florian Sittig

# Psychopathen in Purpur

Julisch-claudischer Caesarenwahnsinn  
und die Konstruktion historischer Realität

# Historia

Alte Geschichte

Historia – Einzelschriften 249

Franz Steiner Verlag



Florian Sittig  
Psychopathen in Purpur

**HISTORIA** Zeitschrift für Alte Geschichte | Revue d'histoire ancienne |  
Journal of Ancient History | Rivista di storia antica

**EINZELSCHRIFTEN** Herausgegeben von Kai Brodersen, Erfurt |  
Mortimer Chambers, Los Angeles | Mischa Meier, Tübingen | Bernhard Linke,  
Bochum | Walter Scheidel, Stanford

Band 249

Florian Sittig

# Psychopathen in Purpur

Julisch-claudischer Caesarenwahnsinn  
und die Konstruktion historischer Realität



Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung:

As des Kaisers Claudius mit einer Personifikation der kaiserlichen *constantia*  
auf dem Revers (ca. 50–54 n. Chr.), RIC<sup>2</sup> I, S. 129, Nr. 111  
Hess Divo, Auktion 332, 31.05.2017, Nr. 94

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

zgl. Phil. Diss., Freie Universität Berlin (D 188)

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11969-6 (Print)

ISBN 978-3-515-11978-8 (E-Book)

# INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort .....	9
---------------	---

## TEIL I: DEN KAISER AUF DIE COUCH LEGEN

1	Einleitung .....	13
1.1	Die julisch-claudische Dynastie – eine wahnsinnig verrückte Familie .....	13
1.2	Die Grenzen der Nar-Ratio – Ziele und Aufbau der Arbeit .....	21
2	Der ganz normale Wahnsinn – theoretische und methodische Überlegungen .....	29
2.1	Caesarenwahnsinn – eine Berufskrankheit als historische Analysekatgorie .....	31
2.1.1	Zwischen Diagnose und politischem Kampfbegriff – moderne Konzepte von Caesarenwahnsinn .....	31
2.1.2	<i>Furor principum</i> und <i>regum insania</i> – antike Vorstellungen vom wahnsinnigen Herrscher .....	39
2.2	Zwischen Wahn und Sinn – Psycho-historie und Diskurs-analyse als Methoden der Alten Geschichte .....	45
2.2.1	Der Kaiser beim ‚Idiotentest‘ – eine kurze Kritik der Psychohistorie .....	45
2.2.2	(Re-)Konstruktion von historischer Realität – Diskursbegriff und Aussagenanalyse .....	52
3	Wie man vom Wahnsinn sprechen kann – der komplexe Wahnsinnsbegriff der Antike .....	66
3.1	Melancholische Muttermörder und rasende Mänaden – Wahnsinn als Strafe und Ekstase in Mythos und Kult .....	67
3.2	Die hippokratische Wende – Körpersaft statt Götterkraft .....	88
3.3	Die „rationalistische Aufklärung“ – philosophische ‚Seelenlehre‘ als Avantgarde moderner ‚Psychologie‘? .....	101
3.4	Kerkerhaft oder Narrenfreiheit? – Zum Modus sozialer Marginalisierung Geisteskranker im Spiegel des Rechts .....	124

TEIL II: DER WAHNSINNIGE KAISER ZWISCHEN NARRATIV  
UND DISKURS – LITERARISCHE TOPOI UND  
HISTORISCHE REALITÄTSKONSTRUKTIONEN

4	Schürzenjäger, Muttersöhnchen und Pantoffelhelden – das Paradox vom unbeherrschten Herrscher und fremdbestimmten Autokraten .....	141
4.1	Virilität – politische Signifikanz eines aristokratischen Leitmotivs ....	142
4.2	Körperliche Hülle kaiserlicher Macht – der Herrscher als Marionette seiner <i>familia</i> .....	154
4.3	Frauen und Freigelassene im Zentrum der Macht – die Exklusion der Nobilität als Entpolitisierung .....	166
4.4	<i>Pater familias</i> und <i>pater patriae</i> – das kaiserliche Privatleben als <i>res publica</i> .....	173
4.5	„ <i>Io Saturnalia</i> “ – der Prinzipat als infames Schauspiel .....	188
5	Sinnloser Sadismus – die Grausamkeit der Caesaren .....	199
5.1	„ <i>tunc illi dirus animi morbus ad insaniam pervenit ultimam</i> “ – das römische Konzept von grausamer Gewalt .....	200
5.2	Stützen der Herrschaft und Unteilbarkeit des Thrones – die <i>concordia familiae principis</i> .....	215
5.3	Die Macht vererben – Dynastiebildung als domestizierter Bürgerkrieg .....	225
5.4	„ <i>princeps proferendi imperi incuriosus</i> “ – das verrückte Fehlen von Gewalt am ‚topischen‘ Ort .....	235
5.5	Das Ringen um <i>auctoritas</i> – der Bürgerkrieg als Herrschaftslegitimation .....	246
6	Tyrannenfurcht – eine ‚Immunschwäche‘ des Prinzipats .....	257
6.1	<i>Metu seavus</i> – Korrelationen von Gewalt, Furcht und Wahnsinn .....	258
6.2	Der <i>metus hostilis</i> – eine nützliche Form der Furcht .....	270
6.3	<i>Metus</i> und <i>pudor</i> – oder: die enthemmte Furcht des Tyrannen .....	277
6.4	<i>Libertas</i> oder <i>securitas</i> ? – Freiheit als Freisein von Furcht .....	295
7	Blindes Verlangen – der Kaiser als <i>luxuriosus</i> und <i>avarus</i> .....	309
7.1	Was soll der Geiz? – <i>Luxuria</i> und <i>avaritia</i> als gesellschaftlich relevante Erscheinungsformen der Maßlosigkeit .....	309
7.2	„ <i>Caeci avaritia</i> “ – Luxus als Störung des gesellschaftlichen <i>consensus</i> .....	318
7.3	Was kostet die Welt? – Der Kaiser als <i>prodigus</i> und <i>ambitiosus</i> .....	333
7.4	Geizhalse und Raffzähne – der Kaiser plündert die <i>res publica</i> .....	347
7.5	Wem gehört was? – Die ‚Umverteilung‘ einer politischen Semantik .....	362

8	Gott oder Kürbis – Stolz und Hochmut als Größenwahn .....	374
8.1	Die <i>superbia</i> – das königlichste aller Laster .....	375
8.2	<i>Maiestas</i> und <i>recusatio</i> – widersprüchliche Wege der Herrschaftslegitimation .....	387
8.3	Die Inflation des symbolischen Kapitals – oder: die Entaristokratisierung der Gesellschaft .....	399
8.4	Zwischen <i>consecratio</i> und <i>damnatio</i> – der Wahnsinn als ‚dritter Weg‘ .....	409
8.5	Der Kaiser als θεομάρχος – die <i>superbia</i> als Gefahr für die <i>pax deorum</i> .....	426
8.6	Keine Herrschaft ohne Stolz – Versuche der Disjunktion von <i>superbia</i> und Monarchie .....	435

### TEIL III: VOM NUTZEN UND NACHTEIL DES WAHNSINNS FÜR DIE HISTORIE

9	Schlussbetrachtung .....	449
	Quellen- und Literaturverzeichnis .....	476
	Antike Quellen .....	476
	Sonstige Quellen .....	487
	Weblinks .....	488
	Literatur .....	489
	Orts- und Personenregister .....	516
	Sachregister .....	524
	Stellenregister .....	535



## VORWORT

Dieses Buch ist die überarbeitete und gekürzte Fassung meiner Dissertation, die im März 2016 vom Fachbereich für Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin angenommen wurde. Das Projekt wurde durch das Elsa-Neumann-Stipendium des Landes Berlin unterstützt.

Die Römer kannten den Brauch des Erstlingsopfers, um den Göttern ihren Dank für die jährliche Ernte abzustatten. Auch dieses Erstlingswerk hätte nicht ohne die Unterstützung anderer entstehen können. Freilich gilt mein Dank weniger der Göttin Ceres als vielmehr meinen akademischen Lehrern und Weggefährten.

Meinem Doktorvater, Professor Dr. Ernst Baltrusch, danke ich für die Ermutigung, eine Dissertation in Angriff zu nehmen, für das offene Ohr, die offene Tür und für die Warnung davor, „zu viele Fässer aufzumachen“, die hoffentlich nicht allzu oft auf taube Ohren gestoßen ist.

Der Zweitbetreuerin dieser Arbeit, Professor Dr. Sabine Panzram, danke ich für das eine oder andere „adelante“ zur rechten Zeit. Darüber hinaus bin ich ihr zu großem Dank verpflichtet für die jahrelange, engagierte Förderung, die ich von ihr buchstäblich seit dem ersten Tag meines Geschichtsstudiums erfahren habe.

Juniorprofessor Dr. Christian Wendt danke ich für schlechten Kaffee, der die Arbeit unterbrach, und gute Gespräche, die immer Arbeit nach sich zogen.

Nicht zu vergessen sind all diejenigen, die die mühsame Aufgabe des ‚Qualitätsmanagements‘ auf sich genommen und das Manuskript akribisch auf Fehler aller Art durchsucht haben. Dafür danke ich herzlich Ralph Lange, Simon Liening, Tom Reichard und Manuel Stürmlinger.

Für den Historiker ernüchternd, für den Menschen tröstlich ist die Erkenntnis, dass jede noch so lange historische Darstellung nur ein unvollständiges Abbild der so viel reicheren Wirklichkeit gibt. Von Herzen dankbar bin ich daher für die Unterstützung durch meine Freunde, meinen wirklichsten und größten Reichtum, der den Unterschied zwischen Wahn und Sinn macht. Und schließlich danke ich meiner Großmutter für ihre Großzügigkeit, ihr unendliches Interesse an allem, was ich tue, und ihre bedingungslose Liebe. Ihr ist dieses Buch gewidmet.

Köln, im September 2017

Florian Sittig



TEIL I:

DEN KAISER AUF DIE COUCH LEGEN



*Und ich kann keinen Grund erkennen, warum man annehmen sollte, daß dieselben, oft gehörten Motive nicht weiterklingen werden (...) genutzt von vernünftigen Menschen zu vernünftigen Zwecken oder von Wahnsinnigen zu Unfug und Verderben.*

Joseph Campbell

*Wo ist der Wahnsinn, mit dem Ihr geimpft werden müßtet!*

Friedrich Nietzsche

## 1 EINLEITUNG

### 1.1 DIE JULISCH-CLAUDISCHE DYNASTIE – EINE WAHNSINNICHE VERRÜCKTE FAMILIE

Glaubt man den antiken Quellen, dann befand sich das römische Weltreich nach dem Tod des Augustus ein gutes halbes Jahrhundert unter der Herrschaft von vier Geisteskranken. In den 54 Jahren der julisch-claudischen Regentschaft, walteten über das *imperium Romanum* nacheinander ein perverser Neurotiker, ein sadistischer Psychopath, ein idiotischer Dysbuliker und ein exzentrischer Monomane. Tiberius zeigte angeblich eine an Verfolgungswahn grenzende Angst vor Verschwörungen und Anschlägen auf sein Leben, die ihn zu einer beispiellosen Serie von Majestätsprozessen und Todesurteilen gegen Mitglieder der Senatsaristokratie veranlasste.<sup>1</sup> Schließlich zog er sich im Jahre 26 n. Chr. auf die Insel Capri zurück, wo er seinen sexuellen Neigungen frönte, die Homosexualität, Pädophilie, Voyeurismus und Vergewaltigung umfasst haben sollen.<sup>2</sup> Caligula schreiben die Autoren des Altertums nicht nur einen perfiden Humor sowie eine Vorliebe für besondere Grausamkeiten<sup>3</sup> und seine drei Schwestern zu<sup>4</sup>; er soll darüber hinaus sich selbst für einen Gott gehalten haben<sup>5</sup>, sein Pferd zum Konsul haben machen wollen<sup>6</sup> und

1 Bspw. Tac. ann. 1,13; 1,72,2–74; 2,27–32; 6,18–19; 6,29–30; Suet. Tib. 58–67; Cass. Dio 57,19,1–4; 57,23,1–3; vgl. 59,16,5. Die Berichte des Cassius Dio zur julisch-claudischen Dynastie liegen uns teilweise nur noch in den Exzerpten und Zusammenfassungen von Xiphilinos, Zonaras und anderen Epitomatoren vor. Die entsprechenden Stellenangaben können anhand der im Quellenverzeichnis angegebenen Textausgaben nachvollzogen werden; s. dazu a. TRESCH (1965), 10–11.

2 Suet. Tib. 43–45; Tac. ann. 1,4,4; 4,57; 6,1; Cass. Dio 58,22,1–3; Aur. Vict. Caes. 2,1–2.

3 Ios. ant. Iud. 19,2,5 (201).

4 Suet. Cal. 24,1; Cass. Dio 59,26,5; Aur. Vict. Caes. 3,10; vgl. Ios. ant. Iud. 19,2,5 (204).

5 Aur. Vict. Caes. 3,10–12.

6 Suet. Cal. 55,3; Cass. Dio 59,14,7; vgl. 59,28,6.

seine Soldaten Muscheln sammeln lassen.<sup>7</sup> Claudius wird von einem guten Teil der Überlieferung als ein stotternder Volltrottel gezeichnet<sup>8</sup>, der, körperlich behindert und geistig zurückgeblieben<sup>9</sup>, sein Regiment quasi als Mündel von Frauen und Freigelassenen führte.<sup>10</sup> Nero schließlich ging in die Geschichte ein als Muttermörder<sup>11</sup>, der Rom in Brand setzte, um sich einen Palast von megalomanen Ausmaßen zu errichten<sup>12</sup>, und der sich in grenzenloser Selbstüberschätzung für den größten Künstler des Erdkreises hielt.<sup>13</sup>

Nicht nur die julisch-claudischen Kaiser selbst, viele Mitglieder des ersten Herrscherhauses Roms, die Frauen, Sklaven und Freigelassenen, galten schnell als skandalumwittert und waren äußerst schlecht beleumundet. Hochadeligen Damen wie der älteren Julia, Messalina und der jüngeren Agrippina unterstellte man Ehebruch und Unzucht<sup>14</sup>; die Freigelassenen der Caesaren galten als habgierig und verschwenderisch<sup>15</sup>; Drusus, der Sohn des Tiberius, war zwar beim Volk beliebt, zugleich aber für seine Ausschweifungen bekannt und wegen seiner Grausamkeit gefürchtet.<sup>16</sup> Die Hemmungslosigkeit, mit der beinahe alle Angehörigen der Dynastie ihre Charakterschwächen auslebten und ihre ‚lasterhaften‘ Gelüste befriedigten, kann als Leitmotiv der literarischen Darstellungen der gesamten Familie bezeichnet werden. Vor dem Hintergrund dieser Berichte über Sitten- und Zügellosigkeit verwundert es kaum, dass unter den Vorwürfen auch für einige weitere Familienmitglieder Wahnsinn lanciert wurde: So soll Agrippa Postumus aus eben diesem Grunde im Jahre 6 n. Chr. auf die Insel Planasia verbannt worden sein<sup>17</sup>; und das Gerücht, dass auch Britannicus, der leibliche Sohn des Claudius, unter einer Geistesschwäche gelitten habe und Epileptiker gewesen sei, habe dessen Stiefmutter Agrippina *minor* gestreut, um die Thronfolge ihres eigenen Sohnes Nero durchzusetzen.<sup>18</sup> Mit schöner Regelmäßigkeit erklärten gar die julisch-claudischen Imperatoren ihren eigenen Vorgänger für verrückt. So widerfuhr es Tiberius durch Caligula, Caligula durch Claudius, Claudius durch Nero.<sup>19</sup> Es waren also anschei-

7 Aur. Vict. Caes. 3,11–12.

8 Suet. Claud. 30; Cass. Dio 60,2,2.

9 Tac. ann. 6,46,1; Suet. Claud. 2–3; Cass. Dio 60,2,1–3.

10 Tac. ann. 11,25–12,3; 12,25; 13,6,3; Suet. Claud. 25,5–29,2; Cass. Dio 60,2,4–7; Aur. Vict. Caes. 4,5–13.

11 Tac. ann. 14,3–8; 15,67,2; Suet. Nero 34,1–4; Cass. Dio 61,2,1–2; Cass. Dio 61,12–14; 62,18,4; Ios. bell. Iud. 2,13,1 (250–251); Aur. Vict. Caes. 5,12–13.

12 Tac. ann. 15,38–44; 15,67,2; Suet. Nero 31,1–2; 38; Cass. Dio 62,16–18; Aur. Vict. Caes. 5,14.

13 Tac. ann. 14,14–16; 14,21,4; 15,33–36; 16,4–5; 16,22,1; Suet. Nero 20–25; 40,2; 41,1; 49,1; Cass. Dio 61,20; 62,19; Ios. bell. Iud. 2,13,1 (250–251); Aur. Vict. Caes. 5,5.

14 Zu Julia s. Sen. benef. 6,32,1; Tac. ann. 1,53; 3,24,2; 3,59,2–4; 6,51,2; Suet. Aug. 65,1; Suet. Tib. 7,2; 11,4; vgl. Suet. Cal. 23,1; s. dazu a. MEISE (1969), 3–34; zu Messalina und Agrippina s. u. Kap. 4.2 u. 4.3.

15 Dazu s. u. Kap. 7.3 u. 7.4.

16 Tac. ann. 1,76,3; 2,44,1; Cass. Dio 57,13,1–2; 57,14,9–10; vgl. Tac. ann. 1,29,3; Suet. Tib. 52,1; 62,1.

17 Suet. Aug. 65,4; s. a. 65,1; vgl. Tac. ann. 1,3,4.

18 Cass. Dio 60,33,10; s. a. 60,32,5.

19 Cass. Dio 59,1,1–2; Ios. ant. Iud. 19,5,2 (278–285); Suet. Nero 33,1.

nend nicht nur die Schriftsteller, sondern auch die Angehörigen der *domus Augusta* selbst, die ihren Verwandten Irrsinn zuschrieben.

Schon dieser flüchtige Blick in das Kabinett julisch-claudischer Skurrilitäten reicht aus, um viele heutige Leser von der ‚Therapiebedürftigkeit‘ der Dynastie zu überzeugen, welche die antiken Schriftsteller ihren *principes* – mal mehr, mal weniger explizit – attestierten. Zu sehr weichen deren Allüren von allen verhaltensnormierenden Kodizes, zu sehr von allen Konzepten geistiger Gesundheit ab, die damals wie heute – wenngleich nicht immer deckungsgleich – existierten und existieren; zu einprägsam schildern unsere Quellen die Taten der ersten Alleinherrscher Roms als Symptome eines irrlichternden Wahnsinns<sup>20</sup>, als dass man sich ihrer Suggestionen- und Darstellungskraft gänzlich entziehen könnte; zu verlockend ist es, die devianten Verhaltensmuster als Kombination jeweils unterschiedlicher Verhaltens-, Persönlichkeits- und Wahrnehmungsstörungen in die diagnostische Sprache der modernen Psychologie zu übersetzen<sup>21</sup>; und zu wirkmächtig ist die Idee einer weltanschaulichen Kontinuität von den antiken Zivilisationen der Griechen und Römer bis zur westlichen Welt der Gegenwart, die nicht zuletzt auf der Annahme eines gemeinsamen, von anderen Kulturen distinkten Vernunftbegriffs basiert.<sup>22</sup> Wie keine zweite Quellengattung prägt die römische Historiographie durch ihre beschreibenden, wertenden und deutenden Narrative moderne Vorstellungen und geschichtswissenschaftliche Diskussionen über das antike Rom.<sup>23</sup> Zugleich nährt sie aber selber Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit – und das ausgerechnet *in persona* ihres bedeutendsten Sohnes: Berühmt ist das lakonische Diktum des Tacitus,

20 Kritik an der Verwendung des Begriffs ohne Anführungszeichen oder gnomische Häkchen übt DERRIDA (1976), 68–69. Der Begriff sowie seine Derivate und Synonyme werden im Folgenden ausschließlich im Sinne einer diskursiven Zuschreibung, niemals als Ausdruck für einen objektiv feststellbaren Zustand verwendet. Da eine ausführliche Erörterung der Begriffsproblematik Teil der theoretischen Grundlegungen dieser Arbeit ist (Kap. 2), wird auf die von DERRIDA geforderte zusätzliche Kennzeichnung verzichtet.

21 Zu Versuchen der Bestimmung konkreter Krankheitsbilder, die im Folgenden sehr skeptisch gesehen werden, s. für Tiberius HENTIG (1924), 45: Schizophrenie (*dementia praecox*), dem allerdings bereits HEDENBERG (1930) auf Grund inhaltlicher und methodischer Vorbehalte widersprach; WIEDEMEISTER (1875), 3–69: Melancholie, Verfolgungswahn; GRANT (2000), 32: Angstneurose; GREEN (2006), 31–37: Alkoholismus, Paranoia, Demenz, Borderlinesyndrom. Für Caligula WIEDEMEISTER (1875), 73–149: Epilepsie, Verfolgungswahn, Wahnsinn; GREEN (2006), 37–43: Enzephalitis, Epilepsie; JEROME (1962), 419–421: Alkoholismus; KATZ (1972): Drüsenerkrankung; BENEDIKTSON (1989): Epilepsie. Direkt gegen JEROME und KATZ bzw. ihre Diagnosen wenden sich MASSARO/MONTGOMERY (1978), 902–906. Einen Überblick bietet SIDWELL (2010), 183, die jedoch im Folgenden (195–200) alle Diagnosen wohlbegründet und detailliert zurückweist. Für Claudius WIEDEMEISTER (1875), 153–206: Blödsinn, Idiotie; BIANCO (1947): Parkinson als Folge einer *encephalitis epidemica* und Korsakowsches Syndrom als Folge von Alkoholismus oder Arteriosklerose; dazu kritisch HAMPL (1966), 131, Anm. 8; GREEN (2006), 43–44: Enzephalitis; OSGOOD (2011), 9: Dystonie; außerdem Verweise auf Paranoia und Kinderlähmung (infantile paralysis): *ibid.* 11–14. Für Nero WIEDEMEISTER (1875), 210–306: periodische Manie (Melancholie, Tobsucht); GREEN (2006), 44–47: Schizophrenie, Persönlichkeitsstörung; HOLLAND (2002), 24–25; 100–101 u. bes. 266–268: Masochismus.

22 Erkennbar etwa bei HEIBERG (1927), 44. Dazu s. ausführlich u. Kap. 2.2.2, bes. S. 62 mit Anm. 186.

23 SCHÄFER (1980), 73–74.

demzufolge „des Tiberius und Gaius wie des Claudius und Nero Taten [...] zu ihren Lebzeiten aus Furcht verfälscht, nach ihrem Tode mit frischem Haß niedergeschrieben worden“ seien.<sup>24</sup> Insbesondere den Hass hat uns die Überlieferung, die größtenteils aus der Zeit nach dem Tode Neros stammt, bis heute konserviert.

Der Vorteil des Historikers gegenüber anderen ‚Hobbypsychologen‘ besteht scheinbar gerade darin, dass er sich *ex officio* mit der *conditio sine qua non* aller Varianten dieses wissenschaftlichen Glasperlenspiels beschäftigt – mit der Historizität des in den literarischen Quellen Berichteten. Aus den quellenkritischen Einwänden gegen die Authentizität der antiken Berichterstattung über die Eskapaden der julisch-claudischen Kaiser, die seit langem fester Bestandteil der althistorischen Forschung sind<sup>25</sup>, ergibt sich zwangsläufig die Frage, inwieweit der Vorwurf psychischer Störungen Bestandteil einer ‚Schmutzkampagne‘ der Nachwelt war. Durch Studien, die versuchen, die Quellenberichte als Beleg und Symptom für die Geisteskrankheit der betroffenen *principes* heranzuziehen, als Lügen zu entlarven oder aber ihre Historizität anzuerkennen und sie gleichzeitig zu rationalisieren, hat die moderne Forschung ganz unterschiedliche Antworten auf diese Frage gegeben. Dabei hat sie gezeigt, dass auf Basis desselben Quellenmaterials weiterhin durchaus konsistent und überzeugend in vollkommen konträre Richtungen argumentiert werden kann. Caesarenwahnsinn (engl.: imperial madness; franz.: manie impériale) – so lautet das prägnante Lemma, unter dem sich diese Forschungsdiskussion subsumieren lässt. Eine Reihe von modernen Untersuchungen zur julisch-claudischen Dynastie oder ihren einzelnen Repräsentanten zeichnet sich daher selbst mit diesem Etikett aus; kaum eine kann sich vollkommen dem subtilen Druck entziehen, die ebenso faszinierende wie problematische Frage nach der geistigen Gesundheit von Mitgliedern dieses schillernden Herrscherhauses auf die eine oder andere Weise zu beantworten.<sup>26</sup> Auch über 150 Jahre nach dem ersten schriftlichen Beleg für die Verwendung des Ausdrucks ist das Konzept des Caesarenwahnsinns – gleichermaßen kontrovers diskutiert und intellektuell stimulierend – noch immer in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der römischen Antike präsent.

Die Zuschreibung einer Geisteskrankheit als Instrument der politischen Auseinandersetzung ist indessen keineswegs auf die Darstellung von römischen Caesaren oder die römische Kaiserzeit insgesamt beschränkt. Der Wahnsinn ist bereits

24 Tac. ann. 1,1,2 (die Übersetzungen folgen den jeweils im Quellenverzeichnis angegebenen Ausgaben): „*Tiberii Gaique et Claudii ac Neronis res florentibus ipsis ob metum falsae, postquam occiderant recentibus odiis compositae sunt.*“ Ein ähnlicher Gedanke findet sich, ausführlicher dargelegt, bereits bei Jos. ant. Iud. 20,8,3 (154–157); s. dazu a. WINTERLING (2012), 187–189 u. u. S. 456.

25 Es stellt sich die Frage, ob wir überhaupt ein authentisches Bild der Persönlichkeiten römischer Caesaren aus den Quellen erschließen können. WINTERLING (2011a), 1–4 und RONNING (2011), 253, Anm. 5 bejahen diese Frage explizit; ähnlich schon allgemein WEHLER (1971), 16. Auch die gesamte biographische Forschung geht zwangsläufig von dieser Prämisse aus. Die Divergenz ihrer Ergebnisse lässt jedoch Zweifel an diesem Optimismus berechtigt erscheinen; SCHRÖMBGES (1988), 189–190; SOMMER (2012), 109.

26 Einen Forschungsüberblick zu den Kaisern Caligula, Claudius und Nero, der insbesondere die moderne Auseinandersetzung mit deren psychomentaler Verfassung in den Mittelpunkt rückt, bietet RONNING (2011).

im Götterstreit der *Ilias* sowie der gesamten *Odyssee* ein schlagendes Argument gegen diejenigen, dem er vorgeworfen wird<sup>27</sup>; er wird persischen und spartanischen Königen von Herodot zur Last gelegt<sup>28</sup>; er findet sich in politischen Invektiven der römischen Republik, z. B. bei Cicero.<sup>29</sup> Der Befund einer ‚Gemütskrankung‘ scheint im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit eine der wenigen Möglichkeiten gewesen zu sein, einen gottbegnadeten Fürsten seines Thrones zu entheben, ohne ihn einen Kopf kürzer zu machen.<sup>30</sup> Und auch in der Moderne ist der Vorwurf nicht aus der Mode gekommen: Die Gewaltexzesse der totalitären Staaten im Europa des 20. Jahrhunderts wurden nicht zuletzt durch die mentalen oder psychischen Abnormitäten ihres politischen Führungspersonals wie Adolf Hitler<sup>31</sup> oder Josef Stalin<sup>32</sup> erklärt.<sup>33</sup> Noch in jüngster Vergangenheit trafen solche Anschuldigen die taumelnden oder bereits gestürzten Diktatoren der autokratischen Regimes Nordafrikas, Husni Mubarak und Muammar al-Gaddafi.<sup>34</sup> Sogar ein amtierender Bun-

27 Dazu s. u. S. 41 mit Anm. 69 u. S. 68–69 mit Anm. 13.

28 Kambyses: Hdt. 3,16–38; dazu ROSEN (1968), 71–72; SELDEN (1999); VIGNOLO MUNSON (1991); vgl. Aischyl. Pers. 750–751. Kleomenes: Hdt. 6,75–84; dazu ROSEN (1968), 72–73; GRIFFITHS (1989).

29 Dazu s. u. S. 41 mit Anm. 67 u. 68.

30 Dazu s. BOJCOV (1999), bes. 270–274; GRAF (1999b); MIDELFORT (1996); NOLTE (2000); s. a. PELMAN (1920), 103–113.

31 Dazu s. COLES (1987), 99–101; DEMAUSE (1987). Um die Vielzahl der psychologisch geprägten Hitler-Studien hier nicht einzeln zu nennen, sei als Überblick auf den Band von KORNBICHLER (1994) verwiesen.

32 Dazu s. beispielsweise TILL MAYER: *94-jährige US-Kommunistin: „Wenn ich Unrecht sehe, muss ich kämpfen“*, in: spiegelonline.de (09.09.2012) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/us-kommunistin-lumkin-ein-leben-im-kampf-gegen-die-ungerechtigkeit-a-851735.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017].

33 Zu Hitler und Stalin vgl. a. BINION (1987), 74–75. Diese beiden Beispiele dienen teilweise auch als Vergleichspunkt für die Bewertung römischer Imperatoren; BARRETT (1989), 239–241; FERRILL (1991), 8; 139; HOLLAND (2002), x–xi.

34 Zu Mubarak s. MATTHIAS GEBAUER: *Fluchtbürg für den Pharao. Teil 2: Frische Donuts zum Frühstück*, in: spiegelonline.de (15.02.2011) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,745680-2,00.html> [zuletzt abgerufen 14.11.2012]. Gaddafi wurde sogar vom damaligen Bundespräsidenten Christian Wulf als „Psychopath“ bezeichnet; *EU erwägt Rettungseinsatz – notfalls mit Militär*, ohne Autor, in: Süddeutsche Zeitung (25.02.2011); s. a. KATHARINA PETERS: *Der Wüsten-Neurotiker*, in: spiegelonline.de (22.02.2011) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,746883,00.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017]. Es ist jedoch auch angemerkt worden, dass das äußerst planmäßige Vorgehen Gaddafis nicht auf einen Zustand geistiger Umnachtung schließen lasse; ULRIKE PUTZ: *Gaddafis gefährlichste Waffe*, in: spiegelonline.de (04.03.2011) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,748911,00.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017]. Vgl. a. Veröffentlichungen über den gambischen Präsidenten Yahya Jammeh (z. B.: HORAND KNAUP: *Präsident Gnadenlos. Todesstrafe in Gambia*, in: spiegelonline.de (20.09.2012) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/todesstrafe-in-gambia-praesident-jammeh-lenkt-scheinbar-ein-a-855777.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017]) oder Wladimir Putin (z. B. NIKOLAI KLIMENIUK: Putin ist verrückt. Krim-Krise aus russischer Sicht, in: faz.net. (15.03.2014) = <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/krim-krise-aus-russischer-sicht-putin-ist-verrueckt-12848243.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017] u. JAKOB AUGSTEIN: *S. P. O. N. – Im Zweifel links: Die Mär vom irren Iwan*, in: spiegelonline.de (31.03.2014) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/augstein-zur-krim-krise-deutsche-journalisten-berichten-einseitig-a-961623.html> [zu-

deskandler der Bundesrepublik Deutschland musste sich nach seiner Abwahl von der auflagenstärksten Zeitung des Landes in einer Titelschlagzeile fragen lassen: „Ist Schröder im ‚Caesarenwahn‘?“<sup>35</sup> Schließlich wurde dem 2011 unter medialen Druck geratenen Bundesverteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg im Zuge einer ‚Plagiatsaffäre‘ ein Ausmaß an Realitätsverlust attestiert, das der Behandlung durch einen Psychologen bedürfe.<sup>36</sup> Realitätsverlust sah man 2012 auch als treibende Kraft hinter dem Streben Silvio Berlusconi nach einer Rückkehr in das Amt des italienischen Ministerpräsidenten.<sup>37</sup> Das zunehmend autokratischere Gebaren des damaligen türkischen Minister- und späteren Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdogan wurde dann wieder ganz direkt als Caesarenwahn klassifiziert.<sup>38</sup>

Doch trotz der augenfälligen transepochalen Ubiquität des Phänomens legt schon die Begriffsbildung selbst nicht zu Unrecht einen Schwerpunkt auf die Epoche des römischen Prinzipats. Die Reihe der verrückten *principes* ließe sich schließlich auch über das Ende der julisch-claudischen Dynastie hinaus problemlos erweitern – mit Domitian<sup>39</sup> am Ende des 1., Commodus<sup>40</sup> am Ende des 2. und Elagabal<sup>41</sup> im ersten Drittel des 3. Jahrhunderts n. Chr., um nur die prominentesten Beispiele zu nennen. Die literarische Inanspruchnahme des Wahnsinnsnarrativs erreichte im kaiserzeitlichen Rom eine Abundanz, die es erlaubt, in dieser Zeit den Höhepunkt seiner Verwendung zu sehen, und die dazu führte, dass der Begriff noch heute wesentlich wirkmächtiger ist als ein durchaus denkbare, zeitloseres Pendant

letzt abgerufen 30.09.2017]). Solche Berichterstattung spiegelt daher die Kontroversen der Diskussion über den Caesarenwahnsinn römischer *principes* und wird explizit z. B. von FERRILL (1991), 8 zum Argument gemacht; dazu EDWARDS (1992), 115.

- 35 *Ist Schröder im ‚Caesarenwahn‘?*, ohne Autor, in: BILD-Zeitung (23.09.2005); dazu KLOFT (2000), 188–194; WITSCHSEL (2006), 95, Anm. 24.
- 36 *Bayreuther Professor rechnet mit Guttenberg ab*, ohne Autor, in: spiegelonline.de (27.02.2011) = <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,748009,00.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017]. Vor dem Hintergrund einer Beschäftigung mit dem Fürstenwahnsinn könnte man sich auch fragen, ob dieser Vorwurf umso schneller aufkam, weil zu Guttenberg einen Adelstitel besitzt; vgl. JAN FLEISCHHAUER: *Die Irrtümer der Guttenberg-Gegner*, in: spiegelonline.de (28.02.2011) = <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,748031,00.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017].
- 37 CAROLIN LOHRENZ: *Außenspiegel zu Berlusconi: „Bunga-Bunga ist wieder da“*, in: spiegelonline.de (13.12.2012) = <http://www.spiegel.de/politik/ausland/europas-presse-berlusconi-plant-die-ueckkehr-an-die-macht-a-872652.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017].
- 38 GÜNTHER NONNENMACHER: *Erdogans Cäsarenwahn*, in: faz.net (16.05.2014) = <http://www.faz.net/aktuell/politik/tuerkei-erdogans-caesarenwahn-12943441.html> [zuletzt abgerufen 30.09.2017].
- 39 Dazu s. GERING (2012), bes. 28, Anm. 2; 35–36 mit Anm. 57 u. 60; 332 mit Anm. 4; SOMMER (2012), 96–102; WINTERLING (2008), 132–134; WITSCHSEL (2006), 102–103; 114–117; GRANT (2000), 53–55.
- 40 Dazu s. GREEN (2006), 48–50; HEKSTER (2001); MEYER-ZWIFFELHOFFER (2006); STROBEL (2005); WITSCHSEL (2006), 103–105; 117–121; GRANT (2000), 73–74.
- 41 Dazu s. GREEN (2006), 51–56; ICKS (2008); KISSEL (2006), 154–209; MADER (2005); SOMMER (2004); SOMMER (2012), 86–87; 103–110; WITSCHSEL (2006), 105–106; 121–122; GRANT (2000), 80–84.

wie etwa Herrscherwahnsinn oder eine eher technische Bezeichnung wie „funktionsbedingter Realitätsverlust“.<sup>42</sup>

Ob Caesarenwahnsinn als Bezeichnung eines spezifischen, psychopathologischen Krankheitsbildes oder als politischer Kampfbegriff rezipiert wird, variiert in der modernen Forschung indes weiterhin. Abhängig davon, inwieweit man die kolportierten Kapiolen für glaubwürdig oder für Motive einer durchstilisierten Tyrannentopik hält, schlägt das Pendel mehr in die eine oder in die andere Richtung aus.<sup>43</sup> So kam beispielsweise FRANZ HAMPL 1966 zu dem Ergebnis, dass die des Caesarenwahnsinns verdächtigen Kaiser „auch mit den Maßstäben ihrer eigenen Zeit gemessen“ wahnsinnig waren.<sup>44</sup> CHRISTIAN WITSCHEL hingegen postulierte 40 Jahre später das genaue Gegenteil, nämlich „daß keiner der genannten Kaiser ‚verrückt‘ im Sinne einer mentalen Deformation oder eines Krankheitsbildes war. Vielmehr haben offenbar alle aus ihrer Sichtweise durchaus rational gehandelt.“<sup>45</sup> Seinem Urteil schloss sich wenig später ALOYS WINTERLING an: „Caligula, Nero und Domitian waren *nicht* ‚wahnsinnig‘ im zeitgenössischen Sinne.“<sup>46</sup> Bereits ALFRED HEUSS hatte im Falle Caligulas von einer „wenn auch völlig abwegigen politischen Ratio“<sup>47</sup> gesprochen. Dagegen verteidigte ZVI YAVETZ noch in jüngerer Vergangenheit das Konzept des Caesarenwahnsinns als Form einer psychischen Erkrankung energisch, weil derjenige, der wahnsinnig sei, auch wahnsinnig genannt werden müsse<sup>48</sup>; und WERNER ECK hält es für ausgeschlossen, zumindest in Caligula und Nero „rational verstehbare[n] und akzeptierbare[n] Herrscher[n]“ zu sehen.<sup>49</sup> Bezeichnend für die Hartnäckigkeit der Debatte ist, dass MATTHIAS GELZER am Beginn des 20. Jahrhunderts zu Caligula schon einmal beinahe resümierend festgestellt hatte, dass „viele der angeblichen Beweise für seine Verrücktheit einer

42 WINTERLING (2008), 116; vgl. PELMAN (1920), 93–94. Bei KÖHM (1928), 30 findet sich für King Lear aus dem gleichnamigen Stück von William Shakespeare der Ausdruck „Königswahn“. In der Psychiatrie wird Caesarenwahnsinn aktuell als eine Erscheinungsform des sog. Hybris-Syndroms oder einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung diskutiert; ZERSSEN (2011). Am Beispiel Trajans spricht STROBEL (2003), 312 vom „imperialen Größenwahn“. Für die These von SOMMER (2012), 81; 86–87; 110, dass der Wahnsinnsvorwurf in den spätantiken Quellen verschwindet, spricht die christliche Weltchronik des Johannes Malalas (Ioh. Mal. 10,7–40), der sich an mehreren Stellen allerdings äußert schlecht informiert über die Verhältnisse des frühen Prinzipats zeigt. Die Taten der julisch-claudischen Kaiser werden weitgehend ausgewogen und ohne explizite Wertung geschildert. Ein besonders negatives Bild entsteht von keinem dieser Kaiser; als verrückt wird nicht einmal Nero bezeichnet – trotz seiner maßgeblichen Beteiligung an den Hinrichtungen des Petrus und des Paulus. Mit Blick auf die Bezugnahmen des Aurelius Victor auf das Motiv des Caesarenwahnsinns (s. o. S. 7, Anm. 2–13) müsste man dessen Verschwinden allerdings wohl etwas später datieren, als SOMMER dies tut.

43 Dazu a. u. S. 27–28 u. S. 37–38.

44 HAMPL (1966), 131.

45 WITSCHEL (2006), 96.

46 WINTERLING (2008), 139, Hvh. im Orig.

47 HEUSS (1998), 328.

48 YAVETZ (1996), 118.

49 ECK (2002b), 104. Zu Caligula s. a. CHRIST (2005), 213–214; ECK (1997), 938. Zu den Gründen, aus denen der Begriff Caesarenwahnsinn in seiner heutigen, sozialanthropologischen Ausprägung eher auf Caligula und Nero (daneben auch Domitian, Commodus und Elagabal) als auf Tiberius und Claudius bezogen wird, s. u. S. 38 mit Anm. 55.

Betrachtung, welche die Dinge in ihren Zusammenhängen zu erkennen strebt, nicht standhalten.<sup>50</sup> Dass Caligula und die übrigen Mitglieder seiner Dynastie psychisch vollkommen gesund waren, ist damit freilich noch nicht gesagt.<sup>51</sup>

Eine fruchtbare Rezeption des Konzepts kann also nicht länger von der dialektisch formulierten Frage ausgehen, ob die des Caesarenwahnsinns verdächtigen Kaiser tatsächlich geisteskrank in einem psychopathologischen Sinne waren oder nach ihrem Tod zu Unrecht von ihren politischen Gegnern diffamiert wurden; sie muss vielmehr eine Perspektive auf eine Reihe von Problemen öffnen, auf welche die apodiktische Opposition dieser beiden Alternativen bislang den Blick verstellt hat. Unbestritten ist mittlerweile, dass alle Darstellungen durch ihre negative Tendenz (Übertreibungen, Auslassungen, Entkontextualisierungen etc.) das Bild des verrückten Herrschers bewusst forcieren.<sup>52</sup> Dies legt die Vermutung nahe, dass die antiken Autoren ein starkes Interesse daran hatten, die entsprechenden Kaiser ganz unabhängig von deren wirklichem Geisteszustand möglichst irrsinnig erscheinen zu lassen. Um ein Fanal zur vollständigen Rehabilitierung all dieser *principes* handelt es sich bei dieser Erkenntnis gleichsam nicht; doch provoziert die durch die Begriffsbildung postulierte Kontiguität zwischen der monarchischen Stellung eines Individuums an der Spitze einer Gesellschaft und seiner mentalen Konstitution<sup>53</sup> die Frage, ob ein solcher Zusammenhang nicht auch zwischen einem politischen System und der Häufigkeit des literarischen Wahnsinnsvorwurfs – unabhängig von dessen Authentizität – bestehen könnte. Einfach ausgedrückt: Existiert ein an die soziopolitische Ordnung des Prinzipats gebundener Grund, aus dem die römischen Historiographen dieses Narrativ so vehement akzentuierten?<sup>54</sup> Und zugleich ergibt sich hieraus die Notwendigkeit einer Erklärung für das Phänomen, dass gerade die Berichte über die julisch-claudische Dynastie diesen Topos so exorbitant häufig frequentierten<sup>55</sup>, während die Anschuldigung in der Folgezeit in erster Linie auf die letzten Repräsentanten eines Kaiserhauses (Domitian, Commodus) beschränkt blieb.<sup>56</sup> Will man diese Fragen nicht mit einem simplen Verweis darauf aus dem Weg räumen, dass die julisch-claudischen Kaiser schlicht verrückter waren als ihre Nachfolger, was vor dem Hintergrund gezielter Stilisierung kaum möglich erscheint, dann gilt es, das diesbezügliche Narrativ an die diskursiven Gegebenheiten seiner Zeit rückzubinden. Ein solches Junktim von Diskurs<sup>57</sup> und Realitätskon-

50 GELZER (1917), 422. Ähnlich vorsichtig äußert sich PRÜLL (2005), 186.

51 Vgl. schon HEDENBERG (1930), 302 zur Diagnose einer Schizophrenie bei Tiberius; s. dazu a. o. S. 15, Anm. 21.

52 Sogar FERRILL (1991), 9, der allen Tendenzen der neueren Forschung, einen Kaiser wie Caligula zu rationalisieren und vom Vorwurf der Geisteskrankheit freizusprechen, eine deutliche Absage erteilt hat, muss dies konzedieren. Im Folgenden geht FERRILL nichtsdestotrotz weitgehend unkritisch mit den Quellen um; s. dazu EDWARDS (1992); RONNING (2011), 257 mit Anm. 34.

53 Zur These eines solchen Zusammenhangs ausführlich u. Kap. 2.1.

54 Ähnlich SOMMER (2012), 80–81; 109–110.

55 KURZ (2005).

56 Vgl. HENTIG (1924), 51–52; dazu und zu dem in dieser Hinsicht aus der Reihe fallenden Kaiser Elagabal s. a. u. S. 23–24 mit Anm. 71.

57 Zur Definition der Begriffe Diskurs und Narrativ, wie sie in dieser Arbeit Verwendung finden, s. u. S. 52–59, bes. S. 56–57 mit Anm. 146.

struktion für die Ära der julisch-claudischen Dynastie zu leisten, ist das Ziel dieser Untersuchung.

## 1.2 DIE GRENZEN DER NAR-RATIO – ZIELE UND AUFBAU DER ARBEIT

Eingedenk des von GELZER formulierten Arbeitsauftrages, die Dinge in ihrem Zusammenhang zu betrachten, kann eine erneute Auseinandersetzung mit dem Konzept Caesarenwahnsinn nicht länger dabei verharren, nach den politischen oder persönlichen, oft sogar privaten Gründen zu fragen, die einzelne Autoren dafür gehabt haben mögen, bestimmte Kaiser in einem möglichst schlechten Licht erscheinen zu lassen. Unbenommen handelt es sich hierbei um wichtige Fragen für die Beurteilung der Glaubwürdigkeit unserer Quellen; doch auch wenn sich die Authentizität der berichteten Ereignisse eindeutig nachweisen ließe, stände es auf einem anderen Blatt, inwieweit der Interpretation der antiken Autoren, ihrer Deutung des Geschehens als Symptom kaiserlichen Irrsinns, zu folgen wäre: Wir können nun einmal keinen römischen *princeps* auf die Couch des Psychotherapeuten legen oder zum ‚Idiotentest‘ schicken.<sup>58</sup> Daher geht es in dieser Untersuchung nicht darum, die Nachrichten über die Geistesschwächen der julisch-claudischen Kaiser auf ihre Historizität zu überprüfen, sondern zunächst die Faktizität der Überlieferung als solche zur Kenntnis zu nehmen.<sup>59</sup> Unabhängig von der Realitätsnähe eines Herrscherbildes ist dieses schließlich immer auch und in erster Linie eine Konstruktion derjenigen, die Geschichte schreiben oder Einfluss auf die Geschichtsschreibung nehmen.<sup>60</sup> Diese reflektiert mithin gleichzeitig die gesellschaftlichen Vorstellungen und das soziopolitische System ihrer Entstehungszeit, kann sich von diesen zumindest nicht gänzlich lösen, wenn sie erfolgreich sein, und d. h. geglaubt werden will.<sup>61</sup>

Anstatt persönlicher Inklinationen der Autoren sollen daher stärker die in den Quellen greifbaren systemischen Ursachen für eine Stigmatisierung der julisch-claudischen Kaiser mit Hilfe des Wahnsinnstopos in den Mittelpunkt der Forschungsdiskussion gerückt werden. Denn an die Stelle der wahnsinnigen Kaiser schmollende Senatoren zu setzen, ist kaum eine befriedigendere Erklärung. Immerhin ignoriert die Behauptung, die negative Tendenz der Quellen rühre daher, dass ihre senatorischen Verfasser aufgrund ihres politischen Bedeutungsverlustes dem Prinzipat grundsätzlich ablehnend gegenüberstanden, die zahlreichen positiven Nachrichten in den Quellen nicht nur über die ‚guten‘, sondern teilweise sogar über die ‚schlechten‘ Kaiser. Sie ist darüber hinaus nicht akzeptabel, weil das neue

58 Ausführlich dazu Kap. 2.2.1.

59 Vgl. dazu treffend WINTERLING (2012), 188.

60 KISSEL (2006), 8–9; SCHÄFER (1980), 73–74. Schon die Identität eines Menschen selbst ist eine soziale Konstruktion; BOURDIEU (1998); LEVALLOIS (1993), 54–58; dazu a. RONNING (2011), 274–276.

61 Dazu FEDER (1980), 27–29; TIMPE (1994), 35; WITSCHEL (2006), 94; 123–125; s. a. SCHÄFER (1980), 73–81; JEROME (1962); SOMMER (2004); vgl. RÖCKELEIN (1993a), 28; SCHRÖMBGES (1988), 189–190; WINTERLING (2012), 198; YAVETZ (1996), 122–128; dazu vgl. u. S. 63–64.

System auch Aufsteiger innerhalb der Senatsaristokratie generierte – von komplexeren Fragen wie der, ob die Senatoren mehrheitlich wirklich noch an die Praktikabilität der alten Republik glaubten, einmal ganz abgesehen.<sup>62</sup> Es ist daher notwendig, sich mit den diskursiven Bedingungen der Konstruktion von Geschichtsbildern in der Transformationsphase der römischen Gesellschaft auseinanderzusetzen und zu überprüfen, welche Funktion der Bezeichnung eines römischen Kaisers als Psychopath in diesem Prozess zukam. Dabei sollten wir nicht *a priori* von einer bloßen Diffamierungsabsicht der Autoren ausgehen, der man zudem, wenn man die Befriedigung von Rachegelesten als alleinigen Grund ausschließt, ja ebenfalls einen zweckrationalen Nutzen als Hintergrund unterstellen darf.

Es soll in dieser Arbeit also nicht um die Gründe gehen, aus denen sich ein römischer Schriftsteller – sei es als Individuum, sei es als Repräsentant der Senatsaristokratie – veranlasst gesehen haben könnte, Groll gegen den Kaiser zu hegen, oder um Ziele, die sein persönliches politisches Fortkommen betrafen. Es geht um Aushandlungsprozesse von Macht und Einfluss, die sich aus der Zeit des Umbruchs und der Neustrukturierung des politischen Systems ergaben<sup>63</sup>, und mithin auch um die Stabilisierung einer gesellschaftlichen Ordnung durch die Anpassung lange überkommener Deutungsmuster sowie um den Beitrag, den das Wahnsinnsnarrativ hierzu leisten konnte. Wenn doch einmal von Interessen die Rede ist, sind darunter also in erster Linie Handlungs- und Interpretationsspielräume zu verstehen, die unterschiedliche Akteure innerhalb der neuen soziopolitischen Ordnung diskursiv verteidigten, etablierten oder begrenzten.<sup>64</sup> Damit ist keineswegs ausgeschlossen, dass die Verfasser unserer Quellen die von ihnen beschriebenen Kaiser tatsächlich für verrückt hielten; eine politische Instrumentalisierung schließt dies ebenso wenig aus, wie eine negative Tendenz bedeutet, dass die gesamte Überlieferung unglaubwürdig sein muss.<sup>65</sup>

Je weniger klar aber die Grenze zwischen bewusster, ideologischer Überformung und unmittelbar anastigmatischer Wiedergabe einer authentischen Wahrnehmung gezogen werden kann, umso dringlicher sind Überlegungen dazu gefordert, welche konkreten Verhaltensweisen den julisch-claudischen *principes* als Wahnsinn ausgelegt wurden. Es geht auch hier nicht um die Zuverlässigkeit jeder einzelnen Anekdote, sondern vielmehr um das *tertium comparationis*: Was ist die Gemeinsamkeit derjenigen kaiserlichen Handlungen, die von den antiken Schriftstellern als Symptome einer Geisteskrankheit gedeutet bzw. in deren Nähe gerückt wurden?<sup>66</sup> Auf welcher Grundlage kamen unsere Autoren zu ihrer Deutung der Ereignisse als Wahnsinn? Auf diese Weise ist es möglich, sich unabhängig von der Historizität singulärer Ereignisse auf einer abstrakten Ebene der größeren Problematik zu nä-

62 Dazu s. a. u. S. 150.

63 Vgl. PAGE (2015), 80–89.

64 Zu den theoretischen Grundlagen einer Anwendung des Konzepts von Handlungsspielräumen s. die Ausführungen über den sogenannten Spatial Turn bei BACHMANN-MEDICK (2007), 284–317.

65 Dazu s. a. EDWARDS (1991), bes. 407, die in dieser Frage ebenfalls für mehr methodische Genauigkeit plädiert.

66 Dazu vgl. u. S. 37–38.

hern, die von den Autoren mithilfe des Motivs des Irrsinns angesprochen wurde.<sup>67</sup> Damit ist auch der Versuch verbunden, das Konzept Caesarenwahnsinn jenseits der Gattung der historischen Biographie im Rahmen einer strukturalistischen Geschichtsschreibung zu verankern.<sup>68</sup>

Dieser Ansatz trägt dem Umstand Rechnung, dass Augustus mit dem Prinzipat ein System geschaffen hatte, in dem der Herrscher stets gezwungen war, seine Legitimität bei den relevanten Statusgruppen in unterschiedlicher Weise diskursiv zu aktualisieren.<sup>69</sup> Konkreter Ausgangspunkt des hier gewählten Vorgehens ist daher der Gedanke, dass es sich bei Herrscherwechseln um „neuralgische Punkte“ von politischen Systemen handelt, die wie der römische Prinzipat keine rechtlich fixierte Sukzessionsordnung kennen.<sup>70</sup> Es ist eine notorische Gemeinsamkeit aller als wahnsinnig geltenden Kaiser, dass bei ihrem Tode die Nachfolgefrage nicht eindeutig geklärt war. In der Zeit nach der julisch-claudischen Dynastie, als sich durch die bereits von Augustus etablierte Kombination aus Leistungs- und dynastischem Prinzip bestimmte Mechanismen zur Übergabe der Macht von einem *princeps* auf den nächsten stabilisiert hatten, gilt dies vor allem für die letzten Vertreter einer Dynastie.<sup>71</sup>

Als Prämisse für eine Beschäftigung mit dem Caesarenwahnsinn der ersten Alleinherrscher Roms bietet die Einsicht in diesen Zusammenhang einiges Erklärungspotential: Sie verweist etwa auf den Umstand, dass es den Erben des Augustus nicht in gleicher Weise wie dem Dynastiegründer gelang, ihren eigenen Nachfolger zu designieren und eine geregelte Übergabe der Regierungsgeschäfte vorzubereiten. Sie führt aber zugleich über einen Erklärungsansatz hinaus, der in seiner relativierenden Tendenz die Negativdarstellung von *principes* nur noch durch das Fehlen eines Nachfolgers aus der eigenen Familie erklären kann<sup>72</sup> – eine Deutung, die in

67 Vgl. WINTERLING (2011a), 6.

68 Dazu WINTERLING (2011a); s. a. RONNING (2011), 274–276; TIMPE (1994), bes. 34; WINTERLING (2008), bes. 118–119. Eine diesen Geboten folgende Biographie des Kaisers Caligula hat derselbe bereits vorgelegt; WINTERLING (2003). Zu den dabei zu bewältigenden Herausforderungen äußert er sich selbst; WINTERLING (2012). Doch führt die Frage nach der *ratio* oder gar nach dem Sinn des politischen Handelns einzelner Kaiser schlussendlich immer wieder an einen Punkt, an dem man entscheiden muss, ob man diesen sinnhaftes Handeln zutraut oder ob man das Fehlen einer erkennbaren *ratio* mit der Existenz einer Geisteskrankheit gleichsetzen will – eine Entscheidung, die zwangsläufig dezisionistisch bleiben muss.

69 FLAIG (1992), 38–207; s. a. WITSCHEL (2006), 87–94.

70 Tac. hist. 1,21,2; TIMPE (1962), hier 15; KNEPPE (1994), 117–130; vgl. dazu a. WINTERLING (2012), 189–190.

71 Vgl. a. SOMMER (2012), 99–100, der die „krisenhafte Zuspitzung“ dieser Problematik zu Recht in der „erste[n] existenzbedrohe[n] Krise der Prinzipatsordnung“ nach dem Tode Neros erkennt. Und es ist wohl auch kein Zufall, dass der Autor der Elagabal-Vita in der *Historia Augusta* den künstlichen dynastischen Bruch zwischen dem aus Syrien stammenden ‚Priesterkaiser‘, der von meuternden Soldaten ermordet wurde und dem man ebenfalls Irrsinn vorwarf, und seinem als ‚Idealkaiser‘ geschilderten Cousin und Nachfolger Severus Alexander betonte; Hist. Aug. Heliog. 1,7 u. Opil. 7,7–8; vgl. Alex. Sev. 1,1–2; dazu s. a. MADER (2005), 139–142 sowie u. S. 413–414, Anm. 278 u. S. 462.

72 So beispielsweise für Domitian GERING (2012), 339–348; dazu s. a. SITTIG (2012); SOMMER (2012), 80–82.

ihrer Monokausalität zu kurz greift, gerade wenn man die literarische Agitation gegen vier aufeinander folgende Kaiser aus dem julisch-claudischen Haus vor Augen hat. Denn das Problem, eine tragfähige Sukzessionsregelung zu etablieren, war nur eines unter vielen, mit denen jene sich konfrontiert sahen.<sup>73</sup>

Stärker noch als der Wechsel eines Herrschers oder einer Dynastie zeitigt ein Systemwechsel, wie er mit dem Übergang von der Republik zum Prinzipat gegeben war, gesellschaftliche Umbrüche und Verwerfungen althergebrachter Deutungsmuster, die sich auch in einer diskursiven Bewältigung des Geschehens niederschlagen.<sup>74</sup> Wenn PAUL VEYNE davon ausgeht, dass die Auflösung des Senats in der Spätantike einer der Faktoren war, die die gesellschaftliche Praktik radikal veränderten<sup>75</sup>, dürfen wir annehmen, dass das Auftreten eines *princeps* neben bzw. über dem Senat Jahrhunderte zuvor ähnlich bedeutsame Umwälzungen ausgelöst hatte. Es sind gerade die Momente, in denen dieser Prozess ins Stocken gerät, die es uns erlauben, seine Logik zu erkennen; die Prinzipien einer gesellschaftlichen Ordnung offenbaren sich nirgendwo deutlicher als dort, wo sie in Unordnung geraten – der Riss im Bühnenbild gibt den sprichwörtlichen Blick hinter die Kulissen der Macht frei.<sup>76</sup> Ausgehend von den entsprechenden Vorarbeiten, soll das Motiv des Caesarenwahnsinns als die literarische Manifestation eines solchen Risses untersucht werden. Die folgende Diskursanalyse stellt daher das Phänomen selbst und nicht die einzelnen Kaiser, auf die der Vorwurf bezogen wurde, in den Mittelpunkt; dementsprechend werden sich auch die einzelnen Arbeitsschritte an der Logik des Narrativs über den Wahnsinn ausrichten. Das systematisch anhand von Symptomen gegliederte Vorgehen zielt darauf, die zentralen Komponenten der Konstruktion eines verrückten Kaisers zu isolieren und anschließend ihre Funktion bestimmen zu können.

Als Laie in Fragen der entsprechenden Fachwissenschaften unterliegt indes jeder Historiker bei seiner Auseinandersetzung mit dem Thema Caesarenwahnsinn den Verlockungen einer heutzutage ubiquitären ‚Hobbypsychologie‘ mit universellem Erklärungsanspruch<sup>77</sup>; diese ist allerdings im Rahmen einer historischen Anthropologie zugleich unwissenschaftlich und anachronistisch. Wenngleich eine hermeneutische Wissenschaft wie die Historie nicht auf die Intuition des Interpretierens verzichten kann<sup>78</sup>, muss sie sich darüber im Klaren sein, dass sie den eigenen „Erfahrungshorizont“, und d. h. den Rahmen ihrer zeitgebundenen Deu-

73 Dazu s. a. RONNING (2011), 267.

74 Vgl. OSGOOD (2011), 21–22, hier 22: „[...] the political culture was still very much in developing – indeed, in a sense, it always was, but especially so now“, u. 28: „[...] a system was not perfectly in place yet [...]“.

75 VEYNE (1992), 20–21.

76 Dazu vgl. OSGOOD (2011), 21–24 u. WINTERLING (2011a), 7. Vgl. a. BLEICKEN (1998), 92: „Der Streit um die begriffliche Erfassung des tiefen Risses, der den Staat und seine Bürger spaltete, beleuchtet den allgemeinen politischen Zustand.“

77 Ein prägnantes Beispiel bietet die Einschätzung der Jugend der jüngeren Agrippina von WALDHERR (2005), 20: „Man muss kein Psychologe sein, um sich vorstellen zu können, welche Folgen dies für die charakterliche Ausbildung der Heranwachsenden haben musste.“

78 WEHLER (1980c); WEHLER (1980b).

tungskategorien, niemals gänzlich transzendiert.<sup>79</sup> In diesem Bewusstsein steht vor dem Blick in die Vergangenheit der Blick auf diejenigen Parameter, die unsere Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand maßgeblich strukturieren: In welchem Umfang ein modernes Verständnis von Geisteskrankheit einen Zugang zu der Vorstellungswelt der römischen Antike ermöglicht, ist auch eine Frage der Theorien und Methoden, die es dem Historiker gestatten, sein intuitives Verstehen der Vergangenheit möglichst objektiven, zumindest aber nachvollziehbaren Kriterien zu unterwerfen.

Daher steht am Beginn der Untersuchung zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Begriff des Caesarenwahnsinns, seinem Ursprung, seiner Entwicklung und heutigen Verwendung (Kap. 2.1). Neben einer Darstellung der Begriffsentwicklung seit dem ausgehenden 19. Jhd. und einer Bilanz der bisherigen Forschungsergebnisse stellt sich dabei auch die Frage, ob und inwiefern die Antike dem modernen Konzept vergleichbare Gedanken kennt. Damit verbunden ist auch die Bestandsaufnahme weiterhin offener Fragen und ungelöster Probleme, die zugleich den Ausgangspunkt der im Folgenden darzulegenden Methodik bilden. Zur Disposition steht neben der naheliegenden Option einer psychohistorischen Herangehensweise auch die Alternative eines diskursanalytischen Ansatzes (Kap. 2.2), dessen Mehrwert für die Geschichtswissenschaft MICHEL FOUCAULT nicht zuletzt am Beispiel seiner Geschichte des Wahnsinns in der Moderne demonstriert hat. In der Auseinandersetzung und Kritik dieser beiden Verfahren hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf eine althistorische Untersuchung entstehen nicht nur die methodischen Kriterien für die anschließende Auseinandersetzung mit den antiken Berichten über die wahnsinnigen Kaiser der julisch-claudischen Dynastie, sondern zugleich auch die Entwicklung eines Wahnsinnsbegriffs, der den Ansprüchen einer historischen Diskursanalyse genügt. So viel sei bereits vorweggenommen: Dem historischen Diskurs soll hierbei stets der Vorrang vor dem der modernen Psychoanalyse eingeräumt werden.<sup>80</sup> Vor allem geht es darum, ein Bewusstsein dafür zu wecken, dass der Begriff Wahnsinn noch heute wesentlich vielschichtiger Dimensionen umfasst als seine gängige Reduktion auf Geisteskrankheiten, über die Psychologie und Psychiatrie die Deutungshoheit beanspruchen. Diese aus unserer Sicht weniger naheliegenden Konnotationen des Begriffs ins Bewusstsein zu rufen, scheint eine gute Voraussetzung zu sein, um sich für die Auseinandersetzung mit dem Wahnsinnsbegriff einer fremden Kultur zu wappnen.<sup>81</sup>

Jene historischen Diskurse müssen dann auch Ausgangspunkt aller weiteren Erwägungen sein, da sich einzig aus dem antiken Verständnis von Wahnsinn ergründen lässt, welche Vorstellungen wirkten und welche Deutungsbehauptungen erhoben werden konnten, wenn der Vorwurf im Rom der Prinzipatsepoche gegen den Kaiser ins Feld geführt wurde. Zu untersuchen ist daher, wie Geisteskrankheiten im Altertum wahrgenommen und bewertet wurden. Um die zeitgenössische

79 BARGHOP (1994), 58–62; FOUCAULT (1974), 15–16; WEHLER (1980c), 81–85; s. a. REAMES-ZIMMERMAN (2001), 103.

80 So a. bei LAGRANGE (1990), 45–48.

81 Vgl. O'BRIEN-MOORE (1924), 7–11; PADEL (1995), 8–10.

Perzeption dieses komplexen Phänomens erfassen zu können, werden in dieser Untersuchung idealtypisch vier verschiedene Wahnsinnskonzepte unterschieden:

1. das mythologische (Kap. 3.1), das sich besonders eindrücklich aus dem Epos und der Tragödie entwickeln lässt;
2. das medizinische (Kap. 3.2), das nicht nur bei den griechischen und römischen Ärzten sowie Kompilatoren wie Celsus greifbar ist, sondern sich auch in der Komödie spiegelt;
3. das philosophische (Kap. 3.3), das sich in einer langen Tradition von Platon, Aristoteles und der Stoa herausbildet und dann in Rom vor allem bei Cicero und Seneca greifbar ist;
4. das juristische (Kap. 3.4), das in Gesetzestexten und -kommentaren entwickelt und ebenfalls von der Komödie aufgegriffen wird.

Eine solche Schematisierung muss in dem Bewusstsein erfolgen, dass zwischen diesen Diskursen mannigfache Interdependenzen bestanden, die realiter nicht in einer Weise präzise voneinander separiert waren, wie es das hier verwendete Analyseraster erscheinen lässt. Immer wieder sollen auch solche Wechselbeziehungen angesprochen werden; grundsätzlich allerdings soll die schablonenhafte Unterscheidung von verschiedenen Aspekten des antiken Wahnsinnsbegriffs dazu dienen, Deutungsmuster zu destillieren, die hinsichtlich einer politischen Instrumentalisierung relevant gewesen sein können. Um diese Relevanz aufzuzeigen werden einzelne Beispiele für ihre Übertragung auf die julisch-claudischen Caesaren schon an dieser Stelle geboten.

Bei den Quellen handelt es sich um Textgattungen, die sich häufig mit dem Wahnsinn beschäftigen und zeigen, dass äußerst unterschiedliche, ja teils widersprüchliche Vorstellungen des Phänomens in der Antike nebeneinander existierten. Manchmal berühren diese Vorstellungen politische Ereignisse, das Hauptinteresse der untersuchten Texte liegt aber anders als im Bereich der Historiographie und der Rhetorik nicht auf der Darstellung des Politischen.<sup>82</sup> Ihre Auswahl erfolgt also in dem Bestreben, zunächst einen Wahnsinnsbegriff zu erarbeiten, der noch nicht durch die Verzerrungen der politischen Instrumentalisierung kontaminiert ist bzw. zumindest noch nicht unmittelbar der Diffamierung der hier zu untersuchenden Personen dient.<sup>83</sup> Die erste Frage lautet also nicht, was uns die Quellen sagen wollen, wenn sie vom Wahnsinn der julisch-claudischen Caesaren sprachen, sondern was sie damit sagen konnten.

Anschließend ist es der Kern des diskursanalytischen Ansatzes, den Prozess der literarischen Konstruktion eines verrückten Kaisers nachzuvollziehen. Welche Eigenschaften und Verhaltensweisen sind es, die einem römischen *princeps* nicht nur vorgeworfen, sondern auch als Symptome einer Geisteskrankheit dargestellt wurden? Da gerade nicht die Glaubwürdigkeit jeder einzelnen dieser Nachrichten auf den Prüfstand kommen soll, kann dieses Verfahren nur einen Mehrwert generieren,

82 Beispiele für die politische Instrumentalisierung des Wahnsinns in der Rhetorik der republikanischen Zeit werden im weiteren Verlauf der Argumentation allerdings als mögliche Vorbilder der kaiserzeitlichen Historiographie in die Untersuchung einbezogen.

83 Zur Auswahl der Quellen vgl. a. S. 66–67.

indem zugleich danach gefragt wird, worin die Kritikwürdigkeit ihres Benehmens bestand. Dies kann nur vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen politischen Handelns erfolgen. Zu bestimmen ist also, welche Normen die Schriftsteller als Bewertungsmaßstab kaiserlichen Verhaltens heranzogen. Außerdem soll danach gefragt werden, ob sich von der individuellen Disposition eines Herrschers unabhängige, strukturelle Ursachen ausmachen lassen, welche die Missachtung dieser Konventionen erklären können: Augustus hatte versucht, seinem Prinzipat Legitimität zu verschaffen, indem er die soziopolitischen Deutungsmuster eines aristokratisch-republikanischen Diskurses reaktiviert und sich ihnen entsprechend verhalten hatte. Unabhängig davon ließ sich der Prinzipat aber auch wesentlich klarer als *de facto* monarchisches System deuten. Diese Diskrepanz soll im Folge als Ursache des Wahnsinnsnarrativs interpretiert werden und im Mittelpunkt der Arbeit stehen.

Ist von der persönlichen Überforderung einzelner Nachfolger des ersten *princeps* mit der ihnen hinterlassenen Aufgabe die Rede, so wird leicht übersehen, dass diese nicht nur das Erbe des Augustus verwalten mussten. Sie waren auch damit konfrontiert, dass Anspruch und Wirklichkeit – will heißen: Ideologie und Praxis – nicht selten auseinanderklafften, und sahen sich mit einem komplexen Prozess der Harmonisierung beider Sphären konfrontiert. Als These sei an dieser Stelle daher formuliert, dass die Gründe für die Häufigkeit des Wahnsinnsnarrativs in den Beschreibungen der julisch-claudischen Epoche vor allem in dieser diskursiven Bewältigung des Übergangs von der Republik zum Prinzipat zu suchen sind, dessen große Herausforderung die Harmonisierung inkongruenter Deutungsmuster darstellte. Auch hierbei muss eine Kategorisierung erfolgen, ohne die das reichhaltige Material nicht für eine systematische Auswertung aufbereitet werden kann. Fünf Symptome, die sowohl die geistige Zerrütung des Monarchen als auch die soziale des Gemeinwesens beschreiben, sollen dabei betrachtet werden:

1. die Willenlosigkeit des Marionettenkaisers, die in einer saturnalischen Inversion der politischen Hierarchie zu einem anarchischen Chaos bacchischen Ausmaßes führte (Kap. 4),
2. die Grausamkeit des Despoten, die das absurde Töten der Bürgerkriege zur Logik der Friedenssicherung machte (Kap. 5),
3. die Furcht des Tyrannen, dessen panischer Terror die fundamentalen, zwischenmenschlichen Netzwerke zersetzte (Kap. 6),
4. die Gier des Kleptokraten, der wahllos in jedem Sinne Raubbau an den Werten des Reiches betrieb (Kap. 7) und
5. der Hochmut des Königs, dessen größtenwahnsinniger Wunsch nach dem Rausch der Göttlichkeit sich doch nur in der jede soziale Differenz nivellierenden Versklavung seines Volkes realisieren konnte (Kap. 8).

Da es sich bei allen Punkten um typische Motive der sogenannten Tyrannentopik<sup>84</sup> handelt, versteht sich die Untersuchung auch als ein Beitrag zu der Frage, ob die

84 Dazu s. a. o. S. 19 u. u. S. 37–38.

antike Historiographie durch topische Elemente lediglich die Reproduktion von Stereotypen oder eine genuine Deutung einer spezifischen Situation anstrebte.

Damit sind die Voraussetzungen erfüllt, um eine Lösung für das eingangs formulierte Problem anzubieten, die auf zwei Ebenen erfolgen soll. Zum einen auf der Ebene der Geschichtsschreibung, für die das Motiv des Wahnsinns ein unerlässliches literarisches Instrument war, um eine bestimmte Deutung der Geschichte zu forcieren. Die Erkenntnisse darüber, welchen spezifischen Beitrag das Sprechen über den Wahnsinn der julisch-claudischen Kaiser zu dieser Deutung leistete, sollen hier also zunächst zusammengetragen werden. Darüber hinaus soll der Blick aber auch auf die Ebene der julisch-claudischen Akteure gerichtet werden, die mit dem Wahnsinn nicht nur eine Geschichte erzählt, sondern unmittelbaren Einfluss auf die Politik genommen haben sollen. Es geht also um den Nutzen des Wahnsinns für den Gewinn historiographischer Deutungshoheit einerseits und politischer Handlungsspielräume andererseits. Und es geht um die Erkenntnis, dass die immer wieder zutage tretende Ambivalenz des antiken Wahnsinnsbegriffs die eigentliche Virtualität ist, in der die Wirkmächtigkeit des Narrativs begründet liegt. Letztlich soll die antike Rede vom Wahnsinn der julisch-claudischen Caesaren also als diskursiver Raum betrachtet werden, in dem die konkrete Ausgestaltung eines sozio-politischen Systems verhandelt wurde.

## 2 DER GANZ NORMALE WAHNSINN – THEORETISCHE UND METHODISCHE ÜBERLEGUNGEN

*„Die Grenze aber zwischen den normal und krankhaft benannten Seelenzuständen ist zum Teil eine konventionelle, zum anderen eine so fließende, daß wahrscheinlich jeder von uns sie im Laufe eines Tages mehrmals überschreitet.“<sup>1</sup>*

Der Mann, der hier mutmaßt, dass ein jeder täglich gleich mehrfach wahnsinnig wird, ist kein geringerer als SIGMUND FREUD.<sup>2</sup> Pointiert hebt der Begründer der modernen Psychoanalyse ein Problem jeder Beschäftigung mit den psychopathologischen Zuständen des Menschen hervor: deren schwammige und willkürliche Definition. Sein Lebenswerk ist nicht zuletzt der Versuch, dieses Problem zu überwinden. Zu diesem Zweck etablierte FREUD nicht nur ein neuartiges Verfahren zur Diagnose und Therapie psychopathologischer Phänomene, sondern nahm die Entwicklung der menschlichen Psyche aus einer theoretischen Perspektive insgesamt in den Blick – mit dem Ergebnis einer umfassenden Psychologie, die ihrem Anspruch nach alle Prozesse des ‚Seelenlebens‘ und deren als krankhaft wahrgenommene Störungen beschreiben und erklären kann. Die Letztbegründung aller menschlichen Verhältnisse, Handlungen, Äußerungen mithilfe dieser ‚Seelenlehre‘ erhebt die Psyche darüber hinaus zur metahistorischen Größe und reklamiert naturwissenschaftliche Qualität für die psychoanalytische Theorie.<sup>3</sup> Die Psychoanalyse ist darüber hinaus „ganz unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Validität und Akzeptanz einer der kulturellen Kerndiskurse des 20. Jahrhunderts“<sup>4</sup> geworden und besteht als solcher fort.

- 1 FREUD (1999g), 70. Zur problematischen Grenzziehung zwischen ‚gesund‘ und ‚krank‘ im Bereich der Psychopathologie s. ERIKSON (1959), 75; 78; vgl. GREEN (2006), 14–20; STRASBURGER (1982), 1107; COLES (1987), 85; 88–89; RESCH (1994), 206–209; TONER (2009), 55–56.
- 2 Zu FREUDS Leben und Lebenswerk s. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 181–210; ALT (2016); BRUMLIK (2006); CHERTOK/SAUSSURE (1979); CLARK (1980); DÜHRSSEN (1994); ERIKSON (1966), 9–46; SACHS (1944); ZARETSKY (2006).
- 3 Dabei ist die menschliche Psyche aus Sicht von FREUD durchaus einer nicht nur onto-, sondern auch phylogenetischen Entwicklung unterworfen. Diese ist allerdings nicht abhängig von kulturellen und sozialen Prozessen, sondern vielmehr deren Grundlage und vollzieht sich daher nach Art einer metahistorischen Evolution; FREUD (1999e); s. a. FREUD (1999c), 149–154; FREUD (1999b); GLEI (2000); SCHLESIER (1999); ARMSTRONG (2012); RENGER (2013). Vgl. FREUD (1999a), 271 zu seinem eigenen Vergleich des sophokleischen *Oedipus rex* mit Shakespeares *Hamlet*: „Aber in der veränderten Behandlung des nämlichen Stoffes offenbart sich der ganze Unterschied im Seelenleben der beiden weit auseinander liegenden Kulturperioden, das säkulare Fortschreiten der Verdrängung im Gemütsleben der Menschheit“. Zur zentralen Rolle des Phänomens der Verdrängung für die Theorie FREUDS s. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 193–199.
- 4 KROVOZA (2001), 229; s. dazu a. FOUCAULT (1974), 431–433.

Auf den ersten Blick erscheint die Anwendung psychoanalytischer Theoreme auf die als wahnsinnig geltenden römischen Kaiser vor diesem Hintergrund als der natürliche Weg, um sich dem Caesarenwahnsinn wissenschaftlich zu nähern. In den Geschichtswissenschaften hat der universelle Erklärungsanspruch der Psychoanalyse indes keineswegs nur Anerkennung erfahren.<sup>5</sup> Inwieweit ihre Prämissen und Methoden Gültigkeit bei einer Übertragung auf andere Epochen als die Moderne beanspruchen können, bleibt umstritten. Aus ihrer eigenen Perspektive hat die althistorische Forschung vielmehr aufs Neue den konventionellen Charakter der Grenzziehung im Bereich der Psychopathologie problematisiert. Vor dem Hintergrund einer auf Konvention beruhenden Grenzziehung erscheint psychische Devianz weniger als Abweichen von einer absoluten Normalität und mehr als Bruch einer sozial konstruierten Norm, die selber Einfluss auf die „Ausprägung der menschlichen Psyche“ nimmt.<sup>6</sup> Als solche ist sie potentiell historischen Varianzen unterlegen<sup>7</sup>, die einen breiten Raum für unterschiedliche Wahrnehmungen des Phänomens öffnen. Als normative Grenzziehungen beeinflussen sie darüber hinaus die sozialen Praktiken, konkret etwa den Umgang mit den als psychisch krank

- 5 FOUCAULT (1974), 402; dazu s. a. u. S. 52–56 mit Anm. 122. Zu einer grundsätzlichen Kritik an der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse s. POPPER (1972), 33–39; DREYFUS (1988), 227–237; GALDSTON (1989), 180–183; SCIACCHITANO (2009). So haben bspw. LLOYD-JONES (1985) und SISSA (1994) eine Anwendung der Psychoanalyse auf die Antike als ahistorisch kritisiert. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, dass FREUD auch in den Altertumswissenschaften seine Anhänger gefunden hat; DODDS (1951) u. DODDS (1968); LESKY (1968); DEVEREUX (1976); PORTER (2006); PEDRICK (2007); OLIENSIS (2009); ZAJKO/O’GORMAN (2013); ORRELLS (2015); LEONARD (2016). Darüber hinaus bildet auch FREUDS eigenes Interesse an der Antike und die Inspiration, die er hier für seine Theorien fand, einen Gegenstand rezeptionsgeschichtlicher Forschung; GLEI (2000); SCHOTT (2000); WALDE (2001); SCHLESIER (2002a), 591–596 u. SCHLESIER (2002b); LE RIDER (2002) u. LE RIDER (2004); NÄF (2000); NÄF (2001); NÄF (2015) sowie die Beiträge in dem Sammelband BENTHIE/BOHME/STEPHAN (2011).
- 6 WINTERLING (2008), 135–136, hier 136, der an gleicher Stelle explizit festhält, dass die menschliche Psyche „historischem Wandel“ unterliegt, und damit deren metahistorische Qualität bestreitet; s. a. *ibid.* 121–122; DREYFUS (1988), 238–239; ALEXANDER/SELESNICK (1966), 3–6; BRUMLIK (2006), 13–21; 38–53; DEMAUSE (1987), bes. 51–52; MEYERHOFF (1987), 26–29. Aus diesem Grund zeigt sich etwa STRASBURGER (1982), 1103–1104 vor dem Hintergrund einer von der modernen radikal unterschiedenen Sexualmoral des Altertums skeptisch gegenüber einer Anwendung des freudianischen Sexualapparats auf den antiken Menschen; vgl. LEVALLOIS (1993), 53–58. Speziell zum Ödipuskomplex als Analyseinstrument der Psychohistorie s. BESANÇON (1971), 144–147; SCHLESIER (2002a), bes. 594 mit einer Reihe weiterer Literaturverweise. Man könnte also soweit gehen zu behaupten, dass unterschiedliche Gesellschaften verschiedene psychische Verarbeitungsprozesse und zugleich buchstäblich *per definitionem* auch unterschiedliche Geisteskrankheiten hervorbringen, indem sie durch eine bestimmte Form der Normierung der Psyche jeweils spezifische Reaktionen provozieren; s. dazu RADKAU (1994), 211 sowie 220–221 am Beispiel der klassischen Hysterie. Zur Hysterie in der Psychoanalyse s. FREUD (1999j); FREUD (1999h); FREUD (1999e), 371; ERIKSON (1989), 390 u. 393.
- 7 Ein Beispiel bietet HAMPL (1966), 127. So galt in Rom bspw. als wahnsinnig, wer auf dem *forum* sang oder sich anders als gemessenen Schrittes bewegte; ARTEM. 1,76; BÜCHNER (1965), 71; TONER (2009), 75; dazu s. a. u. S. 151 mit Anm. 77; S. 310 mit Anm. 4; S. 330. Symptome für Wahnsinn lassen sich daher häufig nicht ohne Kenntnis des sozialen Kontextes bewerten, in dem sie sich zeigen.

wahrgenommenen Mitgliedern einer Gesellschaft.<sup>8</sup> Der Akt der Abgrenzung von psychischer Gesundheit und Krankheit ist daher nicht nur unter geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten relevant, sondern auch der Untersuchung mithilfe einer historischen Soziologie zugänglich.

Vor dem Hintergrund divergierender Forschungsmeinungen erscheinen FREUDS Bedenken hinsichtlich der Definition von psychischen Erkrankungen und der implizite Verweis auf die daraus resultierenden diagnostischen Schwierigkeiten also vor allem insofern als geeigneter Ausgangspunkt für eine Untersuchung des julisch-claudischen Caesarenwahnsinns, als sie auf die Notwendigkeit von Begriffsbestimmung und Methode aufmerksam machen. Es ist also an der Zeit für Selbstanalyse und Supervision von Methode und Sprachgebrauch.<sup>9</sup> Im Folgenden soll daher zunächst der Begriff des Caesarenwahnsinns hinsichtlich seiner aktuellen Verwendung in Psychiatrie<sup>10</sup> und Geschichtswissenschaft und seiner Anwendbarkeit auf das antike Quellenmaterial untersucht werden. Im Anschluss sollen zwei Methoden erörtert werden, die den unterschiedlichen Positionen zum Umgang mit dem Phänomen des Wahnsinns in den Geschichtswissenschaften entsprechen: die Psychohistorie und die Diskursanalyse. Dabei soll auch ein geeignetes Vorgehen für das hier verfolgte Forschungsvorhaben reflektiert werden.

## 2.1 CAESARENWAHSINN – EINE BERUFSKRANKHEIT ALS HISTORISCHE ANALYSEKATEGORIE

### 2.1.1 Zwischen Diagnose und politischem Kampfbegriff – moderne Konzepte von Caesarenwahnsinn

Der Begriff Caesarenwahnsinn hat eine lange Tradition.<sup>11</sup> Erstmals taucht er in dem 1864 erschienenen Roman *Die verlorene Handschrift* von GUSTAV FREYTAG auf<sup>12</sup> und findet von dort durch medizinhistorische Studien Eingang in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch. So untersuchte FRIEDRICH WIEDEMEISTER bereits 1875 unter diesem Schlagwort die ‚Gehirnerkrankungen‘ der julisch-claudischen Dynastie.<sup>13</sup> Dabei dient ihm Caesarenwahnsinn als eine Art Sammelbegriff, der sich dadurch

8 Dass auch die Bewertung solcher Praktiken Gegenstand weitreichender Differenzen sein kann hat bspw. FEDER (1980), 29–30 betont, indem sie die Untersuchungen von FOUCAULT (1973) und ROSEN (1968) einander gegenüberstellt, die den Wahnsinn allerdings beide als soziales Phänomen in den Blick nehmen.

9 Zu Verfahren wie Introspektion oder Supervision als Teil einer Ausbildung zum Psychotherapeuten bzw. zu den Vorteilen, die analoge Verfahren der Bewusstwerdung eigener Subjektivität auch für einen Historiker haben könnten, s. BRUMLIK (2006), 74–76; ERIKSON (1966), 28–38; 42–44; STROZIER (1987).

10 In der psychoanalytischen Schule selbst spielt der Begriff keine Rolle; dazu s. u. Kap. 2.1.1.

11 Zur Begriffsgeschichte s. SITTIG (2016b), bes. 229–232; WINTERLING (2008), 118–122; ZERSSEN (2011), 153–156.

12 FREYTAG, *Die verlorene Handschrift*, 34–40, bes. 38, und in der Überschrift des siebten Kapitels von Buch vier (ibid. 41): „Der Hummeln Cäsarenwahnsinn“.

13 WIEDEMEISTER (1875).

rechtfertigt, dass alle von WIEDEMEISTER untersuchten Männer auf dem Thron des römischen Weltreiches saßen, mithin gleichzeitig Caesaren und wahnsinnig waren. Für ihn war der Wahnsinn der julisch-claudischen Herrscher das Resultat einer erb-biologischen Veranlagung, die zu teilweise ähnlichen, aber letztlich doch voneinander unabhängigen Krankheitsbildern bei den einzelnen *principes* geführt habe. Einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der soziopolitischen Rolle und den mentalen Erkrankungen dieser Kaiser, der durch den Begriff selbst implizit suggeriert wird, stellt er nicht her. Im Sinne dieser retrospektiven Diagnostik<sup>14</sup> wird der Caesarenwahnsinn also nicht als ein spezifischer Untersuchungsbefund definiert.<sup>15</sup>

Für die jüngere Auseinandersetzung mit den Berichten über den Wahnsinn römischer Kaiser ist jedoch ein anderes Begriffsverständnis prägend gewesen, das den Caesarenwahnsinn knapp 20 Jahre nach der Studie WIEDEMEISTERS als distinktes Krankheitsbild etablierte. In seiner 1894 erschienenen Schrift *Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn*<sup>16</sup> definierte der Bremer Mediävist und spätere Friedensnobelpreisträger LUDWIG QUIDDE<sup>17</sup> Caesarenwahnsinn quasi als *terminus technicus* einer politischen Sozialanthropologie, indem er einen Kausalnexus zwischen der Krankheit des dritten römischen *princeps* und seinem Herrscheramt postulierte:

*„Größenwahn, gesteigert bis zur Selbstvergötterung, Mißachtung jeder gesetzlichen Schranke und aller Rechte fremder Individualitäten, ziel- und sinnlose brutale Grausamkeit, sie finden sich auch bei anderen Geisteskranken; das Unterscheidende liegt nur darin, daß die Herrscherstellung den Keimen solcher Anlagen einen besonders fruchtbaren Boden bereitet und sie zu einer sonst kaum möglichen Entwicklung kommen läßt, die sich zugleich in einem Umfange, der sonst ganz ausgeschlossen ist, in grausige Taten umsetzen kann.“*<sup>18</sup>

Bei QUIDDE bezeichnet der Begriff nun also eine Art psychopathologische Berufskrankheit, die Herrscherpersönlichkeiten befällt. Salopp formuliert: Im Oberstübchen des Kaisers brennen die Lampen durch, eben weil er Kaiser ist. Der Terminus erhält somit den Status eines distinkten Syndroms und erst dadurch als Analyse-kategorie auch einen potentiellen epistemischen Mehrwert für die Geschichtswissenschaft im eigentlichen Sinne. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in der neueren Forschung zum Thema Caesarenwahnsinn durchweg die von QUIDDE geprägte Begriffsbestimmung Ausgangspunkt aller weiteren Überlegungen ist.<sup>19</sup>

14 Dazu s. u. S. 47 mit Anm. 101.

15 WIEDEMEISTER (1875), X: „Wären Tiberius, Caligula, Claudius und Nero nicht Kaiser der Welt geworden, der Geisteskrankheit wären sie dennoch zum Opfer gefallen“; s. dazu a. HAMPL (1966), bes. 127; WINTERLING (2008), 118–122.

16 QUIDDE (1926), 3–20.

17 Zur Biographie QUIDDES s. HOLL (2001); RÖHL (1989), 8–10; TAUBE (1963); WEHLER (1977); WEHLER (1980a) u. HOLL (2007).

18 QUIDDE (1926), 7; vgl. PELMAN (1920), 94. Damit ist QUIDDE auch näher an dem von FREYTAG ursprünglich beschriebenen Phänomen, auf das er direkt Bezug nimmt.

19 So etwa bei WINTERLING (2008), 116, der den Caesarenwahnsinn als „funktionsbedingten Realitätsverlust von Machthabern“ zur Kontrastfolie seiner eigenen Untersuchung macht. Auch HAMPL (1966), 127 u. hier 131 geht im Gegensatz zu WIEDEMEISTER davon aus, dass Caligula, Nero, Domitian und Commodus infolge ihrer Herrscherposition einem Wahnsinn verfielen, „der ihnen in irgendeinem biederem bürgerlichen Beruf wahrscheinlich erspart geblieben

In dieser Weise ist der Begriff auch von der Psychiatrie aufgegriffen worden, und zwar sowohl von QUIDDES Zeitgenossen als auch von den heutigen. Der Psychiater CARL PELMAN behandelte Caesarenwahnsinn 1908 als ein Beispiel für *Psychische Grenzzustände* und im Sinne QUIDDES als eine Berufskrankheit, „eine Psychose der Herrschenden, und zwar nur der Herrschenden“.<sup>20</sup> Mit ALFRED ADLER vertrat auch ein Wegbereiter der modernen Psychologie die Auffassung, dass ein autokratischer Herrscher notwendig krank werden muss, weil er nicht mehr im vollen Umfang die Bedürfnisse des Menschen als eines sozialen Wesens befriedigen kann.<sup>21</sup> Vor wenigen Jahren hat sich mit DETLEF VON ZERSSSEN erneut ein Psychiater für einen Mehrwert des Konzepts stark gemacht. Er sieht in dem Caesarenwahnsinn genannten Gebaren zwar keine Wahnerkrankung im engeren Sinne, sondern „ein typisches Muster suchartiger Verhaltensexzesse“, aber geht ebenfalls von der Machtposition als entscheidendem Faktor für die Genese des Krankheitsbildes aus.<sup>22</sup> Er verbindet seine Ausführungen zugleich mit scharfer Kritik an dem Umgang, den die deutschen Altertumswissenschaften mit dem Konzept des Caesarenwahnsinns pflegen, indem er ihnen die Rechtfertigung absolutistischer Verfassungsentwürfe unterstellt.<sup>23</sup>

Da sowohl bei PELMAN als auch gut 100 Jahre später bei VON ZERSSSEN ein erheblicher Anteil der konkreten Beispiele für Träger des Caesarenwahnsinns nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit entstammen, hat das Konzept grundsätzlich eine ausgeprägte Tendenz zur retrospektiven Anwendung. Eine Einordnung in die moderne Systematik der Klassifikation psychischer Erkrankungen ist dagegen problematisch: Zum einen, weil die autoritativen Handbücher DSM-V und ICD-10 ein entsprechendes Krankheitsbild überhaupt nicht listen<sup>24</sup> und sich VON ZERSSSEN daher mit einer Definition des Caesarenwahnsinns als Klimax einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung bzw. des sog. Hybrissyndroms behelfen muss.<sup>25</sup> Zum anderen, weil sich entsprechende Definitionen nicht auf klinische Studien stützen können, denen sich gerade die potentiellen Träger des Caesarenwahnsinns, nämlich autokratische Machthaber, entziehen.<sup>26</sup>

wäre [...]“; s. dazu a. FERRILL (1991), 158; HEUSS (1998), 323; KISSEL (2006), 10; KLOFT (2000), 188–189; STRASBURGER (1982), 1106–1107.

20 PELMAN (1920), 93.

21 Dazu s. RESCH (1994), 200; vgl. PELMAN (1920), 111–112; GREEN (2006), 24–28; HENTIG (1924), 49–50.

22 ZERSSSEN (2011), hier 156; s. a. 152.

23 ZERSSSEN (2011), 156–159.

24 Zu den berufsbedingten Syndromen s. DSM-5 (2013), 723.

25 ZERSSSEN (2011), 159; s. a. 152.

26 Dass „methodisch saubere empirische Studien und eingehende theoretische Erörterungen“ bislang ein Desiderat sind, räumt auch ZERSSSEN (2011), 159 ein. Dazu prägnant STRASBURGER (1982), 1110: „Ein echtes Übel im Rahmen unserer Fragestellung scheint mir nur, daß man ‚Männer, die Geschichte zu machen‘ sich erst *anschicken* [Hervorh. im Orig.], im Regelfall nicht bewegen wird, sich vorher von einem Psychiater beraten zu lassen. Wer über einen stattlichen Aggressionstrieb verfügt, wird diesen hüten wie seinen Augapfel, weil er sein Lebens-element ist. Bestenfalls würde der Diktator den Arzt – unter dem Beifall der Menge! – in die Irrenanstalt sperren.“

Grundlage der Vorstellung eines berufsbedingten Realitätsverlusts und damit einhergehender devianter Verhaltensweisen der politisch Mächtigen, bleibt daher letztlich der küchenpsychologische Gedanke, dass Macht den Charakter verdirbt.<sup>27</sup> Die Annahme lässt sich allerdings gleichermaßen laienhaft in Frage stellen, und zwar durch das ABRAHAM LINCOLN zugeschriebene Diktum: „Willst du den Charakter eines Menschen erkennen, so gib ihm Macht.“ Ob Letztere also Ursache der etwaigen charakterlichen Defizite eines Potentaten ist oder diese lediglich demaskierend sichtbar werden lässt, bleibt im Einzelfall aufgrund der methodischen Schwierigkeiten schwer zu entscheiden. Es stellt sich darüber hinaus die Frage, ob die korrumpierende Wirkung der Macht in psychopathologischen oder moralischen Kategorien zu beschreiben wäre bzw. in welchem Verhältnis diese zueinander stehen.<sup>28</sup> Der Gedanke ist darüber hinaus auch Teil einer professionelleren Kritik an der Vorstellung eines berufsbedingten Caesarenwahnsinns. Aus Sicht der Psychoanalyse sind die krankhaften Gemütszustände und die aus ihnen resultierenden devianten Verhaltensweisen nämlich das Resultat einer Störung von psychogenetischen Entwicklungsprozessen die jeder Mensch unabhängig von seinem sozialen Ansehen und seinem politischen Einfluss durchläuft.

Problematisch ist darüber hinaus, inwieweit QUIDDES Definition wirklich eindeutig auf ein eigenständiges psychopathologisches Krankheitsbild abzielt oder doch lediglich eine Agglomeration distinkter Symptome beschreibt, besagt sie doch letztlich, dass die Herrscherstellung die Krankheit nicht verursacht, sondern eher andere Psychosen und Persönlichkeitsstörungen verstärkt bzw. bündelt.<sup>29</sup> Auch auf erbliche Vorbelastungen als Ursprung der Krankheit Caligulas verweist QUIDDE explizit.<sup>30</sup> In der psychiatrischen Medizin wird diese Eindeutigkeit ebenfalls in Frage gestellt, wenn unter dem Einfluss der modernen Psychoanalyse vor allem Kindheit und Jugend der späteren Imperatoren für deren angebliche psychische Abnormitäten verantwortlich gemacht werden<sup>31</sup> – also ihre frühe Sozialisation und gerade nicht ihre spätere Position. Dieser originologische Ansatz weicht den Zusammen-

27 Vgl. GRANT (2000), XIII–XIV; PELMAN (1920), 93.

28 So hält auch STRASBURGER (1982), 1107 das Verhalten Caligulas zwar für „nicht normal“, sieht dessen Wahnsinn jedoch eher „auf moralischen Defekten als auf geistigen [...] beruhen [...]“ und verweist so auf die schwierige Unterscheidung zwischen Unmoral und Psychopathologie; vgl. WIEDEMEISTER (1875), 83; BARRETT (1989), 239–241; PELMAN (1920), 95; 116; GRANT (2000), XII; s. a. u. S. 37; S. 54; S. 69–85; S. 101–103. Auch die Ich-Psychologie von GEORGES DEVEREUX verbindet die Psychoanalyse mit moralischen Kategorien; LEVALLOIS (1993), 41; s. a. PORTER (1987), 5.

29 Vgl. KOHLRAUSCH (2009), 123. TAUBE (1963), 9, Anm. 14 glaubt hingegen überhaupt nicht, dass QUIDDE im Caesarenwahnsinn tatsächlich eine klinische Erkrankung gesehen habe; vgl. a. die Subtypen wahnhafter Störung; DSM-5 (2013), 90–91.

30 QUIDDE (1926), 8; 17–18. Der erbbiologische Ansatz ist also auch bei QUIDDE nicht vollkommen ausgeklammert und findet noch in jüngerer Vergangenheit Berücksichtigung in wissenschaftlichen Untersuchungen über den Zusammenhang von Macht und Geisteskrankheit; etwa bei GREEN (2006), 20–28; dazu s. a. SITTIG (2016b), 235.

31 So etwa PELMAN (1920), 105; 110–111 u. 116–117, der am Beispiel des russischen Zaren Paul I. und des bayrischen Königs Ludwig II. auch erbbiologische Faktoren berücksichtigt; s. dazu u. S. 38, Anm. 55.

hang zwischen der Geisteskrankheit der betroffenen Kaiser und deren Stellung als *principes* zumindest auf.

Dementsprechend äußerte sich FREUD selbst, als er einmal beiläufig und bezeichnender Weise im Kontext einer Studie über *Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität* auf den Caesarenwahnsinn zu sprechen kam. Außergewöhnlich sei lediglich die mit der Macht einhergehende Möglichkeit, alle pathologischen Phantasien unmittelbar ausleben zu können, wodurch Symptome in eklatanter Weise hervorträten: Die neurotischen Phantasien selbst seien allerdings weder durch die Macht bedingt noch von denen gewöhnlicher Neurotiker unterschieden.<sup>32</sup> Damit stellt der Caesarenwahnsinn kein eigenes Krankheitsbild dar. In FREUDS Tradition hat etwa HANS VON HENTIG im Rahmen einer Untersuchung des Kaisers Tiberius festgehalten: „Es gibt keinen Cäsarenwahnsinn, d. h. eine geistige Störung, die durch außerordentliche Machtfülle erzeugt wird. [...] Cäsaren wie Tiberius litten an einer bestimmten Psychose; was ihr die besondere Färbung gab, war die Möglichkeit für den Kranken, sich in weitestem Ausmaß frei zu bewegen und jede aufsteigende Vorstellung zu realisieren.“<sup>33</sup> Ein Beispiel für eine orthodoxe Anwendung der Psychoanalyse auf einen römischen Kaiser, d. h. ohne Rückgriff auf das Konzept Caesarenwahnsinn, hat HANNS SACHS mit *Bubi Caligula* vorgelegt.<sup>34</sup>

Mit dem Siegeszug der Psychoanalyse verschwand der Caesarenwahnsinn daher für längere Zeit aus der akademischen Debatte, bis der „fast vergessene[n] Begriff“<sup>35</sup> durch die Alte Geschichte wiederentdeckt wurde. FRANZ HAMPL verwendete ihn ganz ähnlich wie QUIDDE und präziserte das Konzept weiter, indem er eine Differenzierung zwischen solchen Machthabern einführte, die sich ihre Herrscherposition durch eigene, überragende Leistungen erarbeiteten und dann der „Dämonie der Macht“ verfielen, und solchen, die durch ihre dynastische Abstammung auf den Thron gelangten, ohne die dafür notwendigen Qualitäten zu besitzen.<sup>36</sup> Damit griff er einen Gedanken auf, den THEODOR MOMMSEN schon vor dem Erscheinen von QUIDDES Schrift ganz allgemein formuliert hatte: „Um den Fürstenwahnsinn zu entwickeln, bedarf es der Geburt im Purpur [...]“.<sup>37</sup> MOMMSEN konnte seinerseits Inspiration bei FRANZ DE CHAMPAGNY finden, der bereits 1841 in seiner Untersuchung des römischen Kaisertums am Beispiel Neros ein Phänomen zu beschreiben wusste, das er als „manie impériale“ bezeichnete.<sup>38</sup> Der gleiche Gedanke liegt noch den Ausführungen von ZVI YAVETZ zugrunde, der Caligulas Verhalten „imperial

32 FREUD (1999j), 194–195; ähnlich REAMES-ZIMMERMAN (2001), 98 u. 126; vgl. schon WIEDEMESTER (1875), X: „Ihre [sc. der römischen Kaiser] Machstellung lieh ihrer Krankheit nur das Kleid, nicht bedingte sie ihr Wesen“, sowie 274–275: „Jeder andere Geisteskranke handelt ebenso, aber nicht jeder ist Römischer Imperator, der seine Verfolger massaciren [sic] kann.“

33 HENTIG (1924), bes. 47–52, hier 47.

34 SACHS (1930).

35 So im Titel des Aufsatzes von HAMPL (1966).

36 HAMPL (1966), 130–131; 135–136; vgl. WINTERLING (2008), 139.

37 MOMMSEN (1887), 759.

38 CHAMPAGNY (1841), 187. Dass hier der eigentliche Ursprung der Debatte über den Caesarenwahnsinn auch in Deutschland zu suchen ist, hat schon WIEDEMESTER (1875), VII–XI festgehalten.

madness“ nannte.<sup>39</sup> Auch jenseits der Konjunkturphase, die der Caesarenwahnsinn zu Beginn des 20. Jhd. als Folge der von QUIDDE generierten Aufmerksamkeit in der Psychiatrie erlebte, hat die Althistorie also lange an einer Definition von Caesarenwahnsinn festgehalten, die mit jener psychiatrischen Sicht kompatibel ist, die jüngst wieder reüssiert.

Vor allem seit den 2000er Jahren hat sie sich aber einer ganz anderen Dimension des Konzepts gewidmet. Denn LUDWIG QUIDDES *Caligula* ist nicht einfach eine althistorische Untersuchung oder psychologische Skizze des dritten *princeps*. Sie wurde zum auflagenstärksten politischen Pamphlet in der Geschichte des Deutschen Kaiserreichs und richtete sich direkt gegen den damaligen König von Preußen und Kaiser des Deutschen Reiches Wilhelm II. QUIDDES republikanisches und pazifistisches Engagement, für das er 1927 den Friedensnobelpreis erhielt, ist hinlänglich bekannt.<sup>40</sup> Bereits seine Zeitgenossen erkannten, dass seine Ausführungen über den römischen *princeps* auf den amtierenden Monarchen gemünzt waren.<sup>41</sup> Die Schrift bedeutete zunächst das Ende seiner wissenschaftlichen Karriere; weitere antimonarchische Äußerungen brachten ihm 1896 sogar drei Monate Gefängnis ein.<sup>42</sup> Den Bezug des Textes auf die Umstände seiner politischen Gegenwart hat die moderne Forschung immer wieder unterstrichen: Er steht im Kontext einer intensiven zeitgenössischen Beschäftigung mit dem Gesundheitszustand Wilhelms II.<sup>43</sup> In diesem Zusammenhang ist auch zur Kenntnis genommen worden, dass die Definition von Caesarenwahnsinn, die der heutigen Beschäftigung mit diesem Thema zugrunde liegt, Produkt einer zeitgenössischen Mentalität und eines pädagogischen Geschichtsverständnisses ist. Der Begriff ist schon deswegen nicht unkritisch auf andere Epochen anwendbar.<sup>44</sup> Vor allem aber ist Caesarenwahnsinn eben mitnichten ein wertfreies wissenschaftliches Analyseinstrument, sondern im gleichen Maße ein politischer Kampfbegriff.

QUIDDES Schrift ist zudem ebenso, wie sie Kritik am letzten Kaiser aus dem Hause Hohenzollern enthält, auch eine Suada gegen ein gesellschaftliches Milieu, in dem er die eigentliche Ursache des Caesarenwahnsinns erkennen will:

39 YAVETZ (1996).

40 HOLL (2001), bes. 26–35; HOLL (2007), bes. 75–225, zur Caligula-Affäre bes. 93–99; KOHL-RAUSCH (2009), 122–123; TAUBE (1963), bes. 68–164, zur Caligula-Affäre bes. 4–12; WEHLER (1977), bes. 7 u. 12–15; WEHLER (1980a), bes. 277 u. 282–284.

41 DANNEHL, *Cäsarenwahn oder Professorenwahn*, bes. 3–8; 23–31; vgl. QUIDAM ALIAS ROTHE, *Contra Caligula*, 13–14; 17. QUIDDE (1926), 23–26; 38; 44–45; 49; 54–63 konnte dies gut 30 Jahre später in seinen Erinnerungen zu der *Caligula*-Affäre selber freimütig einräumen.

42 QUIDDE (1926), 32–53; dazu s. HOLL (2001), 9–10; 23–26; HOLL (2007), 98–99; WEHLER (1980a), 282.

43 Beispielsweise KLOFT (2000), 185–188; KLOFT (2001), 109–111; RÖHL (1989), bes. 9–21; RÖHL (2001), 624–625; 1169–1182; SCHLANGE-SCHÖNINGEN (2003); WINTERLING (2008), 120–121.

44 KLOFT (2000), 193–194; KLOFT (2001), 104–113; s. a. KURZ (2005), 184. Zum Caesarenwahnsinn im Kontext eines dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert eigentümlichen Neurasthenie-Diskurses und zu dessen politischen Bezügen s. RADKAU (1998), bes. 275–295. Zu einem Versuch der Einordnung des Caesarenwahnsinns in den wissenschaftlichen Kontext der Zeit s. a. SITTING (in Vorbereitung).

„Der spezifische Cäsarenwahnsinn ist das Produkt von Zuständen, die nur gedeihen können bei der moralischen Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch höher stehender Klassen, aus denen sich die nähere Umgebung der Herrscher zusammensetzt.“<sup>45</sup>

Unter solchen Bedingungen, so fasst er lakonisch zusammen, sei „es ja wirklich zu verwundern, wenn ein absoluter Monarch bei gesunden Sinnen bleibt.“<sup>46</sup> Als Byzantinismus ist dieser bedingungslose Gehorsam und die Bereitschaft zu Huldigung und Selbstverleugnung von QUIDDE tituliert worden. Durch ihn fehle dem Monarchen jedes Korrektiv, das eine aufgrund von Machtfülle verzerrte Wahrnehmung wieder in geordnete Bahnen lenken könnte; stattdessen bestätige das kaiserliche Umfeld den Realitätsverlust, indem es alles tue, um der fehlgeleiteten Perzeption der Welt zu entsprechen.<sup>47</sup> Die Erkenntnis ist nach Art einer zeitlosen Wahrheit formuliert. Autoritäre Organisation des Staatswesens, moralischer Verfall der Gesellschaft und geistige Störung des Monarchen werden auf diese Weise in so direkten und zwangsläufigen Zusammenhang miteinander gebracht, dass die Schrift QUIDDES in noch stärkerem Maße als Tirade des überzeugten Republikaners gegen das politische System der Monarchie als gegen die Person des Monarchen selbst gelesen werden muss.<sup>48</sup> Nichts belegt dies augenfälliger als die Tatsache, dass seine politischen Gegner, Monarchisten, die allerdings mit dem persönlichen Stil Wilhelms II. häufig auch nicht glücklich waren<sup>49</sup>, versuchten, den Spieß einfach umzudrehen, indem sie ihm selbst „Professorenwahn“<sup>50</sup>, seinen Parteigängern „Volkswahnsinn“<sup>51</sup> vorwarfen.

Jüngere althistorische Arbeiten haben am Caesarenwahnsinn besonders den Aspekt des politischen Kampfbegriffs betont und auf die antiken Darstellungen der julisch-claudischen Kaiser übertragen. Für sie sind entsprechende Hinweise kein Indiz für psychopathologische Störungen der betreffenden Herrscher, sondern für ein konflikthafte Aufeinandertreffen unterschiedlicher Herrschaftsideologien und -praktiken. So liegen bereits einige Studien vor, die jenseits der Stereotype einer Tyrantentopik das Individuelle in den Darstellungen der römischen Kaiser

45 QUIDDE (1926), 7; vgl. PELMAN (1920), 94; 110.

46 QUIDDE (1926), 7.

47 QUIDDE (1926), 7–8; 57–63, bes. 60–62; dazu s. a. HENTIG (1924), 47–52; YAVETZ (1996), 118–120 sowie PELMAN (1920), 107–108, dem zufolge die konkrete Ausprägung des Caesarenwahns immer auch durch die Art der Monarchie (absolut / konstitutionell) und das Verhalten des sozialen Umfelds beeinflusst wird.

48 HOLL (2007), 92–93; KOHLRAUSCH (2009), 122–123; vgl. SOMMER (2012), 78–80; TAUBE (1963), 8–12. Bereits in seiner Stellungnahme zu den gegen ihn erhobenen Anfeindungen nach der Veröffentlichung des *Caligula* hatte QUIDDE seine republikanische, sogar antimonarchische Grundeinstellung offen eingestanden; bei QUIDDE (1926), 34–35 erneut abgedruckt; vgl. DANNEHL, *Cäsarenwahn oder Professorenwahn*, 11.

49 Zu den politischen Zielen der konservativen Reaktion auf den *Caligula* äußerte sich auch QUIDDE (1926), 27–31; dazu FESSER (2001); KOHLRAUSCH (2009); SCHLANGE-SCHÖNINGEN (2003), 304–305 mit Anm. 25; vgl. MOMMSENS letztlich unpubliziert gebliebene Stellungnahme zum *Caligula*, abgedruckt bei SCHLANGE-SCHÖNINGEN (2003), 332–335, hier bes. 334–335.

50 DANNEHL, *Cäsarenwahn oder Professorenwahn*. Eine ähnliche Reaktion auf seine Schrift führt QUIDDE (1926), 31 in seinen Erinnerungen an.

51 QUIDAM ALIAS ROTHE, *Contra Caligula*.

mit großem Mehrwert für das Verständnis der Herrschaftskonzeption einzelner Herrscher ausgewertet haben.<sup>52</sup> Auch mit diesem Ansatz verbinden sich allerdings zwei Probleme: Zum einen setzt ein solches Vorgehen die tatsächliche Rationalität der angeblichen Wahnsinnstaten als Teil eines bewussten Herrschaftsprogramms immer schon *a priori* voraus.<sup>53</sup> Doch nur weil ein Verhalten nachträglich rationalisiert werden kann, ist die Rationalisierung nicht zwingend die richtige Erklärung.<sup>54</sup> Auf diese Weise bleibt die Debatte über den Caesarenwahnsinn immer abhängig von der jeweiligen Position zur Tyrannentopik.

Darüber hinaus ist eine solche Herangehensweise aber auch deshalb problematisch, weil die Auswahl der zu untersuchenden Kaiser von einer modernen Begriffsdefinition abhängig gemacht wird. In der julisch-claudischen Dynastie sind es vor allem Caligula und Nero, die dem Bild des Caesarenwahnsinns zu entsprechen scheinen, während Tiberius und Claudius seltener in diesen Kontext gestellt werden.<sup>55</sup> Auch gegen die Letztgenannten kursierten in der Antike allerdings durchaus Vorwürfe psychischer Devianz. Sie auf Basis einer modernen Begriffsdefinition aus der Untersuchung auszuklammern, bedeutet also eine Verzerrung des antiken Befundes durch die moderne Begrifflichkeit. Es gilt darüber hinaus auch zu prüfen, inwieweit eine dem Caesarenwahnsinn *à la* QUIDDE vergleichbare Vorstellung überhaupt in der Antike existierte. Ob die Römer einen Einfluss kaiserlicher Machtvollkommenheit auf den Geisteszustand des Monarchen für möglich hielten oder nicht, macht schließlich einen großen Unterschied, auch wenn eine grundsätzlich diffamierende Absicht des Vorwurfs angenommen wird. Hiervon hängt etwa ab, ob der Vorwurf nur den Monarchen traf oder die Monarchie als System, ob dieses mithilfe einer entsprechenden Zuschreibung also eher angegriffen oder verteidigt werden konnte.

52 Mustergültig WINTERLING (2008); WITSCHERL (2006); CHAMPLIN (2003); RILLINGER (1996).

53 Vgl. EDWARDS (1992), 115.

54 Die diesbezügliche Kritik von FERRILL (1991), 128 an den Versuchen einer Rehabilitierung Caligulas trifft daher exakt den Kern der Sache, wenngleich die von ihm in der Schlussfolgerung betriebene radikale Psychopathologisierung ebenso abzulehnen ist; vgl. dazu a. RUMPEL (1990), 318–325.

55 So konzentrieren sich Arbeiten, die QUIDDES Begriffsdefinition zugrunde legen, mit Blick auf die julisch-claudische Dynastie stark auf die Musterbeispiele Caligula und Nero (z. B. ECK (2002b), 104; EDER (2000), 84; WINTERLING (2008); WITSCHERL (2006)), während eher medizinhistorische Studien, alle julisch-claudischen Kaiser in den Blick nehmen (z. B. ESSER (1958); GRANT (2000); GREEN (2006), 30–47; KURZ (2005); WIEDEMEISTER (1875)). Ursächlich dafür sind aber stets die unterschiedlichen modernen Konzeptionen. Ausnahmen von dieser Regel sind selten (z. B. PELMAN (1920), 94, der in einer Mischung aus soziologischer und erbbiologischer Begriffsdefinition Caligula, Claudius und Nero als wahnsinnig bezeichnet, sich ausführlicher dann aber doch nur mit dem ersten und dem letzten auseinandersetzt; RONNING (2011); SOMMER (2012), 80), zeigen aber, dass der Kanon der wahnsinnigen Kaiser flexibel ist.

### 2.1.2 *Furor principum* und *regum insania* – antike Vorstellungen vom wahnsinnigen Herrscher

Den psychischen Zustand von Monarchen anzuzweifeln, hatte schon in der römischen Kaiserzeit eine lange Tradition, die bis auf Herodot zurückreicht. Dessen Beschreibung des wahnsinnigen Kambyzes<sup>56</sup> ist zu Recht als eine der zentralen Passagen für das Verständnis der Geschichtsauffassung dieses Autors gedeutet worden.<sup>57</sup> Ganz explizit erkennt der *pater historiae* den Irrsinn des persischen Großkönigs vor allem in einer Reihe von kulturellen Normüberschreitungen. Medizinische Ursachen des Verhaltens werden angedeutet und vermischen sich mit religiösen Deutungsmustern. Vor dem Hintergrund seines ethnographischen Ansatzes ist Herodot allerdings wohlbewusst, dass es eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Konventionen gibt, die sich nach Ort und Zeit substantiell unterscheiden, ja einander sogar aufs Schärfste widersprechen können – er thematisiert dies explizit in seiner Gegenüberstellung griechischer und indischer Begräbnissitten.<sup>58</sup> Sich lediglich außerhalb einer Norm zu bewegen, ist für ihn daher noch kein Wahnsinn. Kambyzes ist deswegen wahnsinnig, weil er sich außerhalb jeder Norm bewegt, die in der jeweiligen Situation als vernunftgemäß gelten könnte; seinen Taten scheint keine für Herodot nachvollziehbare Ratio innezuwohnen – auch keine fremde.<sup>59</sup> Der persische Großkönig habe es sich bereits von Jugend an zur Maxime gemacht, alle bestehenden Verhältnisse auf den Kopf zu stellen, und so paradoxerweise die Inversion sozialer Normen zur selbstreferentiellen Norm seines eigenen Handelns erhoben.<sup>60</sup> Die Exzesse seines Wahns reichen bis zur Vernichtung seiner eigenen Familie, mit der er letztlich seinen eigenen Untergang beschleunigt.<sup>61</sup> Der selbstzerstörerische Aspekt dieser Taten in Verbindung mit der Inversion der für die Griechen so zentralen Freund-Feind-Dichotomie lässt keinerlei Raum mehr für das Erkennen einer einsichtigen Ratio und ist daher die äußerste Form des Wahnsinns.<sup>62</sup>

56 Hdt. 3,1–38; dazu BRANDENBURG (1976), 79–81.

57 SELDEN (1999); VIGNOLO MUNSON (1991). Dass Herodot dabei versucht, der Widersprüchlichkeit der Geschichte Sinn abzugewinnen, auch ohne Objektivitätskriterien im modernen Sinne zu kennen, konstatiert RUMPEL (1990), 353–355.

58 Hdt. 3,38; vgl. Aristot. pol. 1,3,3–5 (1256a 19–1256b 7); Eur. Ba. 482–484; s. dazu a. DIHLE (1995), 8–9 mit Anm. 12.

59 Eine ähnlich differenzierte Auffassung vom Wahnsinn nennt Xen. mem. 3,9,6 nicht nur als Gedanken des Sokrates, sondern erhebt sie sogar zur insgesamt unter allen Griechen vorherrschenden.

60 Die Inversion sozialer Normen als eigentliche, selbstreferentielle Motivation seines Handelns legt Herodot in prägnanter Formulierung Kambyzes selbst in den Mund (Hdt. 3,3,3): „[...] τὰ μὲν ἄνω κάτω θῆσω, τὰ δὲ κάτω ἄνω“; vgl. dazu ROSEN (1968), 71–72; SCHLESIER (1985), 20. Eine zumindest nachvollziehbare, wenngleich nicht eigentlich rationale Begründung dieses Vorgehens als Instrument der Rache für die Kränkung seiner Mutter durch eine Ägypterin weist der Historiograph aber schon zu Beginn seines Berichtes über Kambyzes wohlweislich zurück; Hdt. 3,3,1.

61 Hdt. 3,30–32.

62 Zu diesem Gedanken im griechischen Mythos und als zentralem Teil der für Gorgias überlieferten Wahnsinnsdefinition (DK 82B Fr. 11a,25): „μανία γὰρ ἐστὶν ἔργους ἐπιχειρεῖν ἀδυνάτοις, ἀσυμφόροις, αἰσχροῖς, ἀφ’ ὧν τοὺς μὲν φίλους βλάπτει, τοὺς δ’ ἐχθροὺς ὠφελῆσει, τὸν δὲ αὐτοῦ

Dieser komplexe Wahnsinnsbegriff erscheint allerdings nicht in erster Linie diffamierend, sondern vielmehr erklärend, da das berichtete Geschehen anscheinend nur so sinnstiftend in die Erzählung integriert werden kann.

Neben Kambyses tritt bei Herodot nur noch ein weiterer wahnsinniger Herrscher in Erscheinung, nämlich der spartanische König Kleomenes. Der Fall ähnelt dem des Kambyses dahingehend, dass die Selbstschädigung, hier in ganz konkreter Form der Selbstverstümmelung und -tötung, das zentrale Symptom des Wahnsinns bildet. Herodot präsentiert uns verschiedene Erklärungen: Dabei lässt sich eine medizinische Perspektive durchaus in der Vorstellung erkennen, es sei der häufige Genuss von Wein nach skythischem Brauch – also ungemischt – gewesen, der dem König aus dem Hause der Agiaden die Sinne verwirrt habe. Daneben aber stehen zwei weitere Theorien der Zeitgenossen, die eher in einem religiösen Kontext zu verorten sind: Der Wahnsinn sei eine göttliche Strafe, die Kleomenes in einem Fall wegen der Schmähung eines Orakels, im anderen wegen eines gebrochenen Eides ereilt haben soll. Die letzte Variante hält Herodot für wahrscheinlich. Allerdings spricht er auch den anderen Möglichkeiten nicht grundsätzlich ihr Erklärungspotential ab, sondern duldet verschiedene Theorien nebeneinander.<sup>63</sup> Eine Begründung des Wahnsinns durch einen schädlichen Einfluss der politischen Macht spielt allerdings weder bei Kambyses noch bei Kleomenes eine Rolle. Dies ist deshalb wichtig, weil wir auch in den Nachrichten über den Wahnsinn der julisch-claudischen Kaiser immer wieder Konzepte finden, die eher den bei Herodot präsentierten als dem des modernen Caesarenwahnsinns ähneln. Im Folgenden sei nun aber zunächst auf solche Quellenberichte verwiesen, die eine Nähe zu der heutigen Begriffsdefinition aufweisen.

Eine diffamierende Tendenz des Wahnsinnsvorwurfs, eine Möglichkeit durch ihn bestimmte sozial unerwünschte Verhaltensweisen zu diskreditieren – und zwar ganz unabhängig von dem tatsächlichen Geisteszustand der betreffenden Person – ist leicht auch in den antiken Quellen zu beobachten. In solcher Weise beschreibt Tacitus im ersten Buch seiner *Annalen* die Meuterei der pannonischen und germanischen Legionen nach dem Tode des Augustus – und nirgendwo in dem Werk tauchen die römischen Begriffe für Wahnsinn in einer solchen Dichte auf wie an dieser Stelle. Die Erhebung der Soldaten selbst wird als *furor*, *rabies* und *vaecordia* beschrieben; die Soldaten ebenso als *vaecordes* oder *furentes*. Tacitus setzt also eine Reihe von Ausdrücken ein, die auch in der antiken Medizin<sup>64</sup> zur Bezeichnung dessen verwendet wurden, was wir heute Wahnsinn nennen, um Stellung in einer sozialen Konfliktsituation – er verwendet den Ausdruck der *seditio*<sup>65</sup> – bzw. gegen den Bruch sozialer Normen – er beklagt das Abweichen von der militärischen *disciplina* – zu beziehen.

Dabei sind die Beweggründe der meuternden Legionen durchaus nicht schwer nachzuvollziehen und entbehren keineswegs einer rationalen Argumentation. Tacitus

βίον ἐπονειδιστον καὶ σφαλερόν καταστήσει“; dazu s. MATTES (1970), 63; PADEL (1995), 6–8; 206–209 u. u. S. 77 mit Anm. 80.

63 Hdt. 6,75–84; s. a. BRANDENBURG (1976), 81; ROSEN (1968), 72–73.

64 Dazu s. u. Kap. 3.2.

65 Tac. ann. 1,31–45; 1,49,3.

tus selbst nennt uns die Gründe, die etwa eine bessere Besoldung und eine frühere Entlassung einschließen. Dass die Soldaten dabei mit einem Vergleich zu den in diesen Punkten trotz leichterer Dienstpflicht deutlich bevorzugten Kohorten der Prätorianer argumentieren, zeigt gerade die Sachlichkeit, mit der die Legionen zunächst versuchen, ihren Forderungen Gehör zu verschaffen. Es liegt also einer der Fälle vor, für die EGON FLAIG den Hiat von maximischem und berichthaftem Diskurs konstatiert hat.<sup>66</sup> Und genau dieses Auseinanderklaffen gibt den Blick auf eine zentrale Funktion des Wahnsinnsnarrativs frei: Tacitus ignoriert – bewusst oder unbewusst – die angeführten Motive der Legionäre bei seiner Bewertung der Meuterei und spricht ihrem Vorgehen jegliche Legitimität ab. Begründen muss er diese Haltung nicht; es reicht der Verweis darauf, dass es sich bei der Revolte um Wahnsinn handelt, um die eigene Position mit ihrer Vernunftmäßigkeit zu rechtfertigen.

Die Erkenntnis, dass mit dem Vorwurf des Wahnsinns nicht erst seit LUDWIG QUIDDE politisch argumentiert werden kann, bildet den Ausgangspunkt seiner Verwendung zur Kritik an Herrschern bzw. Herrschaftssystemen auch in der Antike. Der Vorwurf hält aber keineswegs erst mit dem Übergang von der Republik zum Prinzipat Einzug in die römische Politik. Schon zuvor war er Bestandteil der politischen Invektiven, durch die römische Senatoren ihre politischen Rivalen öffentlich schmähten. So verwendete Cicero den Vorwurf gegen Piso<sup>67</sup> und Sallust gegen Catilina.<sup>68</sup> Auch in diesem Fall lässt sich ein Vorbild in der griechischen Literatur finden, das noch weiter zurückreicht als Herodot. Im Götterstreit der *Ilias* bedienen sich einzelne Gottheiten des Wahnsinnsvorwurfs, um sich gegen etwaige Kontrahenten durchzusetzen und die Zustimmung der Götterversammlung bzw. des Göttervaters Zeus zu erwirken.<sup>69</sup> Mit dem Vorwurf verbindet sich anscheinend nicht nur eine Diffamierung der Person, sondern offensichtlich auch ein Argument gegen die von dem Betroffenen vertretenen Positionen. Diese Feststellung ist weniger banal, als es scheint, da es sich vor diesem Hintergrund bei dem Vorwurf des Wahnsinns kaum um eine reine Verbalinjurie handelt. Auch dort, wo der Wahnsinn im Sinne einer Beleidigung verwendet wird, leitet sich sein diffamierendes Potential von konkreten Vorstellungen her, die über ihn im Umlauf waren.<sup>70</sup>

Die lateinische Formulierung, die dem Ausdruck Caesarenwahnsinn schließlich am nächsten kommt, findet sich in den *Historien* des Tacitus, der als Ursache der Zerstörung des Kapitols im November des Vierkaiserjahres 69 n. Chr. den *furor*

66 FLAIG (1992), 14–32; vgl. SPÄTH (2000a), 119; 128–129.

67 Cic. Pis. 46–48; dazu s. KUBIAK (1989).

68 Sall. Catil. 15,5; dazu s. KUNST (2007), 248–249.

69 Hom. Il. 5,761; 5,875; 8,360–361; 8,413; dazu s. CHANDLER (2009), bes. 13–14; vgl. MATTES (1970), 8, Anm. 4; 31–32 sowie o. S. 16–17 u. u. S. 68–69 mit Anm. 13.

70 Eine rein diffamierende Tendenz des Wahnsinnsvorwurfs nehmen AVENARIUS (2005), 61 u. WINTERLING (2003), 176–178 ganz allgemein oder für einen Gutteil der antiken Überlieferung an, gehen dabei aber m. E. zu sehr davon aus, dass eine beleidigende Absicht die Ernsthaftigkeit des Vorwurfs ausschließt. Die Feststellung, dass etwa Caligula erst bei Sueton, nicht schon bei Seneca in einem medizinischen Sinne wahnsinnig erscheint mag daher richtig sein, ist jedoch nur aus moderner Perspektive ein entscheidender Wendepunkt in der Darstellung. Zur geringeren Bedeutung der Kategorie des klinischen Wahnsinns für die Wahrnehmung des Phänomens in der Antike s. u. Kap. 2.2.2 u. Kap. 3.

*principum* benennt.<sup>71</sup> Doch lässt sich in diesem Ausdruck kein Konzept einer ‚Berufskrankheit‘ greifen, das mit dem *QUIDDES* vergleichbar wäre: Dass an dieser Stelle mit *furor* kein Geisteszustand, sondern eher die konkreten Gewalthandlungen<sup>72</sup> in der Auseinandersetzung zwischen Flavianern und Vittelianern gemeint sind, die in der Zerstörung des Tempels der kapitolinischen Trias gipfeln, ist dabei noch das kleinere Problem, ließen sich diese doch gerade als Artikulation einer entsprechend zerrütteten Psyche interpretieren. Allerdings sind mit den *principes* an dieser Stelle die führenden Mitglieder der konkurrierenden Parteien gemeint, so dass der Ausdruck an dieser Stelle nicht mit dem Herrscheramt des Kaisers oder auch nur einer Zugehörigkeit zur *domus Augusta* verbunden wird. Vielmehr lässt sich eine Parallele zu der oben genannten Passage in den *Annalen* ziehen, in der Tacitus die Meuterei der germanischen Heere variantenreich als Wahnsinn bezeichnet. Wie in der Darstellung der Meuterei dürfen wir *furor* also auch hier als Ausdruck für einen Ausnahmezustand, eine extreme Störung der sozialen Ordnung betrachten, die zugleich einen Verstoß gegen die Regeln für vernünftiges Handeln – in diesem Falle die Einhaltung der *pax deorum* – beinhaltet.

Der modernen Begriffsbildung scheint auch der Ausdruck *regum insania* in der *Naturalis Historia* des älteren Plinius nahezustehen.<sup>73</sup> Sie dient vor allem dazu, die maßlose Aufwendung von Geldmitteln, der einige Politiker der späten Republik frönten, als eine politische Methode illegitimer Gewaltherrscher zu kennzeichnen. Dabei wird nicht gänzlich deutlich, ob Plinius auf den Wahnsinn als verfestigte geistige Konstitution oder – wie Tacitus – eher auf deren konkrete Manifestation abzielte. Doch selbst wenn er tatsächlich von einer amtsbedingten psychischen Beeinträchtigung von Monarchen ausging, fehlt nicht nur ein elaboriertes Konzept von diesem ursächlichen Zusammenhang, sondern bleibt die Vorstellung auf die Verschwendungssucht beschränkt und berührt damit lediglich eines der zahlreichen Symptome, die *QUIDDE* als konstitutiv für das Syndrom erachtet.

Die Abwesenheit einer vergleichbar programmatischen und expliziten Darlegung des Konzepts einer Berufskrankheit von Monarchen in der Antike kann zunächst auch nicht wirklich überraschen, bedenken wir einerseits das Fehlen einer systematischen wissenschaftlichen Grundlage für solche Gedanken, wie sie die moderne Psychologie bildet, und andererseits die Konsequenzen, welche die offene Agitation gegen das monarchische System für *QUIDDE* hatte und die dieser sehenden Auges in Kauf nahm.<sup>74</sup> In der stadtrömischen Gesellschaft, in der der Kaiser die Historiographen, die ja zumeist auch Senatoren waren, persönlich kannte, standen einem Delinquenten noch wesentlich drastischere Maßnahmen in Aussicht, falls er eines Majestätsverbrechens überführt werden sollte. Umso erstaunlicher ist es, dass in der römischen Kaiserzeit überhaupt Vorstellungen von derjenigen Idee kursierten, die auch dem modernen Konzept des Caesarenwahnsinns zugrunde liegt.

71 Tac. hist. 3,72,1. Zur willentlichen Zerstörung des Kapitols als Wahnsinnstat s. a. Cic. Lael. 11 (37); vgl. Plut. Ti. Gracchus 20,4; dazu SCHULLER (1974/1975), 142–143.

72 Zum *furor* als einem konkreten Anfall von Raserei s. a. Cic. Tusc. 3,11; dazu HEIBERG (1927), 3.

73 Plin. nat. 36,104: „*quod equidem non secus ac regum insaniam miror [...]*“; dazu s. a. u. S. 315 mit Anm. 47.

74 *QUIDDE* (1926), 24–25; 43–53; dazu s. a. TAUBE (1963), 11–12.

Wenn Tiberius angeblich selber davon sprach, dass einzig ein Verfall seiner geistigen Kräfte ihn dazu bringen könnte, seine Herrschaftsauffassung zu verändern, dann erscheint der Wahnsinn als eine Kraft, die zwar charakterliche Veränderungen erklären kann, jedoch von der politischen Macht und dem Amt des Herrschers unabhängig ist.<sup>75</sup> Cassius Dio lässt die Frage, ob der Kaiser seinen wahren Charakter im Laufe der Zeit lediglich offenbart oder tatsächlich verändert habe, explizit offen.<sup>76</sup> Doch hinderte dies Tacitus nicht daran, beispielsweise die Veränderung im Auftreten und Verhalten des Tiberius mit dessen Machtposition zu begründen.<sup>77</sup> Einen solchen Gedanken legt er zumindest dem Senator L. Arruntius in den Mund, der sich nach dem Ende der Herrschaft des Tiberius entgegen der allgemeinen Euphorie besorgt über den Herrschaftsantritt Caligulas geäußert habe:

„Werde etwa nach Tiberius, der trotz seiner bedeutenden Lebenserfahrung durch die Wucht seiner Alleinherrschaft aus der Bahn geworfen und verwandelt worden sei, werde da C. Caesar, kaum dem Knabenalter entwachsen, unerfahren in jeder Beziehung oder aber in grundschlechter Umgebung großgeworden, einen besseren Weg einschlagen [...]“<sup>78</sup>

Der charakterliche Wandel des Tiberius, den Tacitus in den ersten Büchern der *Annalen* ausführlich beschreibt, wird also direkt mit dessen Stellung als Alleinherrscher des Imperiums (*dominatio*) in Verbindung gesetzt. Mehr noch: Aus diesem Umstand habe man bereits eine ganz ähnliche, allerdings noch drastischere Entwicklung für den jungen Caligula prognostizieren können. Auf diese Weise suggeriert Tacitus ähnlich wie QUIDDE, dass es einen vom Einzelfall unabhängigen Zusammenhang zwischen Amt und psychischer Instabilität des Amtsinhabers gibt, auch wenn an dieser Stelle nicht explizit von Wahnsinn die Rede ist. Er ist indes keineswegs der einzige, der sich dahingehend äußert. Ähnliche Gedanken finden sich auch bei Sueton über Tiberius; auch bei ihm wird dessen Charakterwandel mindestens in die Nähe einer Geisteskrankheit gerückt.<sup>79</sup>

Umgekehrt hielt Cassius Dio zum Lob des Germanicus fest, dieser habe sich im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen, die zu Ansehen und Einfluss gelangt waren, durch seine hohe Stellung nicht verderben lassen, und legt damit wie QUIDDE den Gedanken nahe, es handle sich geradezu um die Regel, wenn Macht

75 Suet. Tib. 67,3.

76 Cass. Dio 57,13,6.

77 Zur Vorstellung eines von Natur aus determinierten Charakters s. SYME (1958), 421. Schon Aristoteles hatte diese Vorstellung aber dahingehend erweitert, dass mithilfe des Verstandes eine Lenkung dieser Eigenschaften in die Verfügungsgewalt des Menschen gestellt sei; Aristot. eth. Nic. 6,13,1–2 (1144b 1–17).

78 Tac. ann. 6,48,2: „an, cum Tiberius post tantam rerum experientiam vi dominationis convulsus et mutatus sit, C. Caesarem vix finita pueritia, ignarum omnium aut pessimis innutritum, meliora capessiturum Macrone duce, qui ut deterior ad opprimendum Seianum delectus plura per scelera rem publicam conflictavisset?“, dazu s. SCHRÖMBGES (1988), 182–183 u. HENTIG (1924), 47: „Die Römer stellten sich den Vorgang so vor, als wirke die Herrschaft wie ein Schlag aufs Gehirn [...]“. Vgl. dazu Curt. 3,2,17–19, hier 18: „[...] licentia regni tam subito mutatus [...]“, u. 10,1,40–42, hier 40: „Scilicet res secundae valent commutare naturam [...]“, sowie 42: „ad ultimum tamen ita ab semetipso degeneravit [...]“, über die machtbedingte Veränderung des Dareios III. bzw. Alexanders des Großen.

79 Suet. Tib. 24,1; 67,2–4.

einen negativen Einfluss auf den Charakter habe.<sup>80</sup> Auch im Falle des Commodus argumentiert Dio in einer Weise, die uns an QUIDDES Theorie vom Byzantinismus erinnert: Der junge Kaiser ist zunächst weder wahnsinnig noch böse, sondern lediglich einfältig, verfällt dann aber unter dem schlechten Einfluss seiner Umgebung dem Irrsinn.<sup>81</sup> Besonders explizit und systematisch hat Flavius Josephus den Gedanken geäußert, dass sich mit dem Zuwachs von Macht der Charakter eines Menschen verändert, und zwar stets zum Schlechteren. Die irrationalen Leidenschaften und die dadurch initiierte Inversion von Normen weisen ebenfalls in Richtung des Wahnsinns.<sup>82</sup> Dieser Idee folgend, erklärt Josephus auch den Bruch in der Herrschaft Caligulas damit, dass diesem seine Macht zu Kopf gestiegen sei – und zwar so selbstverständlich, dass er an dieser Stelle einfach ein gängiges Erklärungsmuster aufgegriffen zu haben scheint. Seine Worte sind zudem eindeutig dem Wahnsinnsnarrativ zuzuordnen:

„Gajus regierte übrigens im ersten und zweiten Jahre in hochherziger Weise und erwarb sich durch seine Mässigung die Liebe der Römer wie seiner anderen Unterthanen. Später dagegen verwirrte ihm die Grösse seines Reiches derart den Kopf, dass er in seiner Überhebung sich zum Gott machte und der Gottheit alle erdenkliche Schmach anthat.“<sup>83</sup>

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit wandte er denselben Gedanken auch auf Nero an.<sup>84</sup> Ein wenn auch unspezifischer Konnex von Alleinherrschaft und Wahnsinn findet sich schon bei Cicero, wenn das Streben nach ersterer als *error* bezeichnet wird<sup>85</sup> – was freilich nicht automatisch bedeuten muss, dass die kaiserzeitlichen Autoren eine Rückkehr zur Republik anstrebten, wenn sie solche Ideen aufgriffen.

Wenngleich sich eine intensive Debatte wie im 19. Jahrhundert, in der unterschiedliche Parteien den Begriff in polyvalenter Weise und direktem Bezug aufeinander gebrauchten, für die Antike nicht nachweisen lässt, so gibt es doch immerhin einige Belege dafür, dass sich nicht nur Kritik, sondern auch Lob für den Prinzipat mit seiner Hilfe formulieren ließ. So lobt Horaz den ersten *princeps* Augustus dafür, dass dieser sich dem *furor civilis* entgegengestellt habe.<sup>86</sup> Dieser Ausdruck vom Bürgerwahnsinn beschreibt parallel zum *furor principum* allerdings weniger einen mentalen Zustand nach Art des Volkswahnsinns im 19. Jhd., sondern eher dessen Manifestation, den Bürgerkrieg. Er scheint auch nicht als direkte Antwort

80 Cass. Dio 57,18,7–8; vgl. Ios. bell. Iud. 4,1,6 (42).

81 Cass. Dio 73,1,1; 73,15,4; dazu HOSE (2011), 115–117.

82 Ios. ant. Iud. 6,12,7 (262–268).

83 Ios. ant. Iud. 18,7,2 (256): „Γάιος δὲ τὸν μὲν πρῶτον ἐνιαυτὸν καὶ τὸν ἐξῆς πάνυ μεγαλοφρόνως ἐχρητο τοῖς πράγμασιν καὶ μέτριον παρέχων αὐτὸν εἰς εὐνοίαν πολλὴν προὔχῳρει παρὰ τε Ῥωμαίους αὐτοῖς καὶ τοῖς ὑπηκόοις. προῖων δ' ἐξίστατο τοῦ ἀνθρωπίνως φρονεῖν ὑπὸ μεγέθους τῆς ἀρχῆς ἐκθειάζων ἑαυτὸν καὶ τὰ πάντα ἐπ' ἀτιμίᾳ τοῦ θείου πολιτεύειν ἤρτο.“ Die Übersetzung ist ungenau, gibt den hier interessierenden Passus jedoch sinngemäß ausreichend wieder. Zu der Vorstellung vom Wahnsinn als Transzendenz der menschlichen Sphäre, wie sie in der Formulierung „ἐξίστατο τοῦ ἀνθρωπίνως φρονεῖν“ zum Ausdruck kommt, s. (u. S. 72–75) die Ausführungen über die – auch etymologisch verwandte – ἔκστασις sowie S. 87 mit Anm. 136.

84 Ios. bell. Iud. 2,13,1 (250).

85 Cic. off. 1,26; vgl. Tusc. 3,27. Zum Platz von *error* im Wortfeld der antiken Wahnsinnsbezeichnungen s. ADEL (1995), 112–114, bes. 114; 200.

86 Hor. carm. 4,15,17; vgl. Calp. ecl. 1,59: „*insanos* [...] *enses*“ u. u. S. 460–461 mit Anm. 61.

auf entsprechende Vorwürfe gegen Augustus zu fungieren. Deutlich wird aber, dass der Wahnsinn hier die Kontrastfolie bildet, auf der die Leistung des Kaisers akzentuiert wird – seine Existenz garantiert die Ordnung im politischen System. Es ist also kein individueller, nicht einmal ein kollektiver, sondern in erster Linie ein soziopolitischer Ausnahmezustand, der hier als Wahnsinn bezeichnet wird. Bei aller gebotenen Zurückhaltung lässt sich also konstatieren, dass der Begriff des Wahnsinns auch im Altertum Verwendung fand, um politische Konstitutionen und Konstellationen disparat zu deuten und zu bewerten.

Zu allen Zeiten steht der Caesarenwahnsinn daher in einem Spannungsverhältnis zwischen psychiatrischer Diagnose und politischem Kampfbegriff. Vor diesem Hintergrund gilt es, eine Methode zu entwickeln, die einerseits das komplexe Verhältnis dieser beiden Dimensionen des Begriffs in den Blick nimmt und es andererseits als historische Analysekategorie nutzbar macht, mithin auch auf die Epoche des Altertums übertragbar ist.

## 2.2 ZWISCHEN WAHN UND SINN – PSYCHO-HISTORIE UND DISKURS-ANALYSE ALS METHODEN DER ALTEN GESCHICHTE

### 2.2.1 Der Kaiser beim ‚Idiotentest‘ – eine kurze Kritik der Psychohistorie

Eine geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen Wahnsinn stellt den Historiker nicht nur vor methodische Schwierigkeiten; umstritten ist auch die grundsätzliche Zweckmäßigkeit eines solchen Unterfangens.<sup>87</sup> Während ein streng strukturgeschichtlicher Ansatz ein Erklärungspotential der Individualpsychologie für historische Begebenheiten, Verhältnisse und Entwicklungen grundsätzlich ausschließt<sup>88</sup>, kann die wissenschaftliche Biographik sich Fragen nach dem Charakter und der Persönlichkeitsstruktur ihrer Protagonisten schlechterdings nicht entziehen.<sup>89</sup> In dieser Diskussion, die vor allem außerhalb Deutschlands in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts geführt wurde, ist allerdings schon früh auch das Bemühen zu erkennen, den apodiktischen Gegensatz aufzubrechen und auf diese Weise bislang vernachlässigte Problematiken aufzuzeigen sowie neue Erkenntnismöglichkeiten zu erschließen.<sup>90</sup> Auch ohne eine Rückkehr zu TREITSCHKES

87 RÖCKELEIN (1993b).

88 Dazu s. BESANÇON (1978); RÖCKELEIN (1993a), bes. 17–21; WEHLER (1971), 23–30; WEIB (1993), 66–67; vgl. a. DEMAUSE (1987). Aus althistorischer Perspektive äußern sich dazu beispielsweise TIMPE (1994), 35; WINTERLING (2008), 118–119; WINTERLING (2011a), 6–7; vgl. STRASBURGER (1982).

89 RÖCKELEIN (1993a), 22–23. Es verwundert aus diesem Grunde nicht, dass es gerade die historische Biographik ist, die sich der Psychoanalyse als Methode bedient; BESANÇON (1971), 106–107; BINION (1987), 69; ERIKSON (1958a), 35–36; GEORGE/GEORGE (1971); HUGHES (1971), 36; 45; LEVALLOIS (1993), 47–50; 53–58; MEYERHOFF (1987), 18–20; WEHLER (1971), 24. Prägnant dazu WEHLER (1980c), 91: „[...] wenn schon Biographie, dann auch mit Hilfe der Psychoanalyse“; s. a. *ibid.* 79–81; 86–87.

90 SCHULZE (1978), hier 513: „Die grobe Alternative ‚Individuum‘ versus ‚Gesellschaft‘ oder ‚Struktur‘ existiert tatsächlich nicht, die Biographik hat ihren Platz als eine von mehreren mög-

Diktum von den großen Männern, die Geschichte machen<sup>91</sup>, lässt sich schließlich konzedieren, dass alles historische Handeln menschliches Handeln ist und daher immer eine psychologische Komponente beinhaltet.<sup>92</sup> Theoretische Fragen des „dialektischen Zusammenhang[s] von Persönlichkeit und Struktur“<sup>93</sup>, von „Identität und Ideologie“<sup>94</sup>, von Kontingenz und Determiniertheit treten damit in den Fokus der Forschung.<sup>95</sup>

Zweifelsohne fordert diese Entwicklung, dass sich Arbeiten zum Caesarenwahnsinn auch jenseits des Genres der wissenschaftlichen Biographie mit den methodischen Grundlegungen einer Forschungsrichtung auseinandersetzen, welche bislang den einzigen Maßstab intersubjektiver Überprüfbarkeit von Einschätzungen der mentalen Konstitution historischer Personen bildet – die Rede ist von der Psychohistorie. Sie kann als Ergebnis einer „Phase des Experimentierens zwischen Historie und Psychoanalyse“<sup>96</sup> gelten und zeichnet sich vor allem durch die Übernahme und Anwendung von Verfahren und Theoremen der modernen Psychoanalyse als Methode der Geschichtsforschung aus. Ihre Absicht ist es, die menschlichen Motivationen zu ergründen, die hinter bestimmten historischen Entscheidungen und Handlungen stehen. Dabei beschränkt sich die Psychohistorie nicht auf die Erstellung individualpsychologischer Persönlichkeitsprofile, sondern fragt darüber hinaus „nach der gesellschaftlichen Repräsentativität der Einzelperson“.<sup>97</sup>

lichen Methoden auch im Rahmen einer strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise“; s. a. LEVALLOIS (1993), 53–58. Zur Rezeption dieses Ansatzes in der Alten Geschichte s. jetzt die Beiträge in dem Sammelband WINTERLING (2011b), der den signifikanten Titel „Zwischen Strukturgeschichte und Biographie“ trägt. WINTERLINGS eigene Caligula-Biographie (WINTERLING (2003)) ist der gelungene Versuch einer Verbindung von Elementen personalistischer wie strukturalistischer Geschichtsschreibung.

- 91 TREITSCHKE (1909), 28: „Männer machen die Geschichte“; TREITSCHKE (1922), 6: „Personen, Männer sind es, welche die Geschichte machen, Männer wie Luther, wie Friedrich der Große und Bismarck.“
- 92 Unter Bezugnahme auf BLOCH (1969), 101: „Les faits historiques sont, par essence, des faits psychologiques“, formulierte BESANÇON (1971), 140 etwas zurückhaltender, „[...] daß jede menschliche Verhaltensweise auch einen psychologischen Aspekt hat [...]“; dazu s. a. BINION (1987), 69–72; LEVALLOIS (1993), 47; RÖCKELEIN (1993b). DEMAUSE (1987) kehrt daher sogar das Verhältnis um und macht die Psychohistorie zur ‚eigentlichen‘ Geschichte, die sich der Struktur- und Ereignisgeschichte nur noch als Hilfswissenschaften bedient. Ähnlich ERIKSON (1958a), 20, der keine rein rationale Erklärung für eine ausreichende Beschreibung der komplexen Prozesse menschlichen Verhaltens und mithin historischer Ereignisse hält; s. a. ERIKSON (1966), 44–46.
- 93 SCHULZE (1978), 517.
- 94 ERIKSON (1958a), 22: „identity and ideology“.
- 95 HUGHES (1971), 48–51; LEVALLOIS (1993), 53–58; vgl. dazu a. FOUCAULT (1997), 35–36.
- 96 KLOFT (2001), 100.
- 97 RÖCKELEIN (1993a), 25; dazu s. a. BESANÇON (1971), 104–105; BINION (1987); COLES (1987); DEMAUSE (1987); LEVALLOIS (1993), 47–50; 53–58; RÖCKELEIN (1993b), 7; SCHULZE (1978), 513–515; WEHLER (1971), 22; HUGHES (1971), 44–48. Exemplarisch für eine ‚Psychobiographie‘ steht die vielbeachtete Studie über den jungen Martin Luther von ERIKSON (1958a), bes. 13–22, hinsichtlich deren Aussagekraft über die ‚psychohistorische Repräsentanz Luthers [Hvh. i. Orig.]‘ sich BESANÇON (1971), 105–106; RÖCKELEIN (1993a), 26 und SCHULZE (1978), 512–513 allerdings skeptisch zeigen; vgl. COLES (1987), 104–106.

Dass nämlich allein ein in höchstem Maße subjektiv geprägter Begriff wie der ‚gesunde Menschenverstand‘<sup>98</sup> als Maßstab intersubjektiver Kontrolle für das ‚Psychologisieren‘<sup>99</sup> des Historikers taugen kann, haben nicht nur Vertreter einer streng psychohistorischen Methode angezweifelt.<sup>100</sup> Prüft man jedoch, inwieweit eine Anwendung der Psychoanalyse in der Geschichtsforschung den wissenschaftlichen Standards beider Disziplinen genügt, so fallen die Erfolgsaussichten – zumal für den Althistoriker – bestenfalls durchwachsen aus.

Teile der Alten Geschichte haben daher gegenüber der Psychohistorie im Allgemeinen und dem Verfahren der retrospektiven Diagnostik<sup>101</sup> im Besonderen, eine ausgeprägte Skepsis entwickelt. Die Gründe hierfür hat HERMANN STRASBURGER bereits in einem 1970 gehaltenen und später publizierten Vortrag überzeugend und mit bis heute weitgehend gültigen Gegenbehauptungen vertreten.<sup>102</sup> Die entscheidenden Argumente gegen die Aufnahme der Psychohistorie in den althistorischen Methodenkanon sind häufig aufgegriffen und ausführlich diskutiert worden. Sie sollen hier daher nur noch einmal in einem Überblick referiert werden:

1. Das Kompetenzproblem: Historiker sind keine Psychiater oder Psychoanalytiker und nur in den seltensten Fällen durch ein Doppelstudium ausreichend geschult, um kompetent Diagnosen erstellen zu können.<sup>103</sup>

98 Zu diesem Begriff s. a. u. S. 61–62 mit Anm. 182 u. S. 107. Zum Konzept der ‚disciplined subjectivity‘, die mithilfe von Psychoanalyse bzw. Psychohistorie subjektive Urteile nachvollziehbar machen soll, s. ERIKSON (1959); STROZIER (1987); vgl. WEHLER (1980b), 99. Dazu s. a. ERIKSON (1958a), 21: ‚[...] psychoanalysis for historical reasons often occupies a position on the borderline of what is demonstrably true and of what demonstrably *feels* [Hvh. i. Orig.] true.‘

99 ERIKSON (1958a), 35–36: ‚psychologizing‘.

100 RÖCKELEIN (1993a), 22–23; SCHULZE (1978), 511–512; WEHLER (1971), 15–17; WEHLER (1980c), 81–85; s. a. HUGHES (1971), 51–52. In der Alten Geschichte findet sich die Rezeption dieses Gedankens etwa bei EDER (2000), 83–84. Dagegen STRASBURGER (1982), 1109, nach dessen Ansicht ‚eine medizinische Beurteilung von Personen der Vergangenheit das historische Verständnis fördern kann und sollte und [...] auch eine psychologische Schulung des Historikers sehr notwendig ist, allerdings vielleicht weniger durch theoretische Psychologie als durch empirisch erworbene Menschenkenntnis‘; vgl. a. DIHLE (1995), 5–7.

101 Zur Problematik retrospektiver Diagnostik s. KURZ (2005), 185; POTTER (2005); SIDWELL (2010), 200–204; vgl. LEIBBRAND/WETTLEY (1961), 32–34; MÜLLER (2000), 65; 69; PADEL (1995), 221–237.

102 STRASBURGER (1982). Dieser verweist (1107–1110) dabei auch auf einen bereits 1939/40 unternommenen Versuch, in interdisziplinärer Zusammenarbeit ein psychologisches Gutachten von C. Iulius Caesar erstellen zu lassen. Seine Bilanz fällt enttäuschend aus und dämpft alle Erwartungen, auf diesem Feld zu gesicherten Ergebnissen zu kommen; dazu s. a. BARRETT (1989), xv–xx; SCHÄFER (1980), 73; SCHRÖMBGES (1988), 189–190. Mit größerer Überzeugung vertritt hingegen BIANCO (1947) die Ergebnisse seines Gutachtens für Claudius, das sich ebenfalls der Interdisziplinarität verpflichtet sieht; dazu s. a. o. S. 15, Anm. 21.

103 EDER (2000), 83–84; HAMPL (1966), 126; PORTER (1987), 1; STRASBURGER (1982), 1100; HUGHES (1971), 45–46. WEHLER (1971), 18; 25–26; WEHLER (1980c), 86 u. WEHLER (1980b), 104 sieht für eine seriöse Anwendung psychohistorischer Methoden sogar die Notwendigkeit eines Doppelstudiums; vgl. GEORGE/GEORGE (1971), 82; HUGHES (1971), 51–52; BESANÇON (1971), 114–115; LEVALLOIS (1993), 49–50; REAMES-ZIMMERMAN (2001), 101; SCHULZE (1978), 512. Die zunächst optimistische Erwartung von WEHLER (1971), 15–18, die Mehrdeutigkeit der Quellen mit Hilfe der Psychoanalyse einschränken zu können, führte letztlich allerdings nicht zu einer

2. Das Methodenproblem: Für die Diagnose, Therapie und Theoriebildung psychischer Erkrankungen ist ein intensiver Kontakt und Austausch zwischen Arzt und Patient unerlässlich. Eben diesem Verfahren des Arzt-Patienten-Gesprächs sind die historischen Personen allerdings vollständig entzogen.<sup>104</sup>
3. Das Materialproblem: Um das methodische Defizit auch nur ansatzweise auszugleichen, reicht die Materialbasis in der Alten Geschichte nicht aus<sup>105</sup>, zumal in der fragmentarischen Quellenlage die für einen psychohistorischen Ansatz so wichtigen Selbstzeugnisse fast gänzlich fehlen.<sup>106</sup>
4. Das Glaubwürdigkeitsproblem: Da die Glaubwürdigkeit unserer Quellen vielfach umstritten ist, basieren die Diagnosen auf überlieferten Verhaltensweisen,

Etablierung der psychohistorischen Teildisziplin als Hilfswissenschaft der deutschen Geschichtsforschung; RÖCKELEIN (1993b), 9 mit Anm. 27; s. a. LEVALLOIS (1993), 40–41.

- 104 REAMES-ZIMMERMAN (2001), 101; SCHULZE (1978), 512; STRASBURGER (1982), 1099; vgl. GEORGE/GEORGE (1971), 78–79. Für FOUCAULT (1973), 509–510 u. 534–536 ist das Arzt-Patient-Gespräch wesentlich für eine neue Form des Umgangs mit dem Wahnsinn durch die Psychoanalyse; dazu s. a. LAGRANGE (1990), 13–21; PROKHORIS (1990). Zu dem Problem, dass sich ohne persönlichen Kontakt kausale Zusammenhänge zwischen Biographie und dem psychischen Zustand eines Menschen kaum eindeutig ableiten lassen, s. BIANCO (1947), 598 u. 601; LEVALLOIS (1993), 54–58; RÖCKELEIN (1993a), 23–24; TONER (2009), 61; VEYNE (1995), 83. Gegenüber allzu konkreten Schlussfolgerungen im Falle Caligulas zeigen sich daher auch diverse Althistoriker skeptisch; EDWARDS (1992), 115; BALSDON (1934), 12–14; 205–219; WINTERLING (2003), bes. 25–26; BARRETT (1989), 17–41 u. zuletzt SIDWELL (2010), 185–189. Zur Möglichkeit einer Anwendung von psychoanalytischen Kategorien wie Übertragung und Gegenübertragung in der Psychohistorie s. BESANÇON (1971); vgl. ERIKSON (1959); ERIKSON (1966), 72–73; RÖCKELEIN (1993b), 7–8; STROZIER (1987) u. KRIS (1971), 56–59 mit einer kritischen Bemerkung in Anm. 84 zu FREUDS Bemühungen (FREUD (1999a), 271–273) um eine psychoanalytische Deutung literarischer Träume und Motive bei Shakespeare; vgl. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 208–209; BARGHOP (1994), 41–48.
- 105 STROZIER (1987), 46–47. Das Problem kannte bereits der Begründer der Psychoanalyse (FREUD/BULLIT (1967), 7): „Moreover, he [sc. FREUD] was dissatisfied by his studies of Leonardo da Vinci and of the Moses statue by Michelangelo because he had been obliged to draw large conclusions from few facts, and he had long wished to make a psychological study of a contemporary with regard to whom thousands of facts could be ascertained“; dazu s. a. LEVALLOIS (1993), 50–53; RÖCKELEIN (1993a), 24 mit Anm. 58 u. 59; SCHULZE (1978), 512; COLES (1987), 89–90. Eine ideale Materialbasis bestünde aus präzisen, detaillierten und – bestenfalls in einem modernen Sinne – medizinisch geschulten Beschreibungen der Symptome des mutmaßlich Kranken. Das Quellenmaterial des Althistorikers hingegen erlaubt maximal einen schlaglichtartigen Blick auf einzelne Krankheitssymptome; STRASBURGER (1982), 1100–1103; 1109–1110; s. a. MASSARO/MONTGOMERY (1978), 904; vgl. BARRETT (1989), 213; CHARLESWORTH (1971), 665–666. Auch die Erwägungen von GEORGE/GEORGE (1971), bes. 82–83 können lediglich für die Neueste Geschichte volle Gültigkeit beanspruchen. Optimistischer hinsichtlich der Fruchtbarkeit psychoanalytischer Verfahren für die historische Biographie auch bei spärlichem Quellenmaterial zeigt sich BINION (1987), 69, der allerdings kein Althistoriker ist.
- 106 STRASBURGER (1982), 1102–1103 merkt darüber hinaus an, dass der Aussagewert antiker Selbstzeugnisse da, wo sie doch einmal auf uns gekommen sind, wegen der durch eine Veröffentlichungsabsicht bedingten Stilisierungen stark eingeschränkt ist: „Dieses ist überhaupt wohl die mächtigste Barriere gegen das Eindringen des modernen Menschen in die Antike, daß es, jedenfalls in dem uns erhaltenen antiken Schrifttum, so gut wie keine unkontrollierte und spontane Gefühlsäußerung gibt“; vgl. CILLIERS/RETIEF (2009), 132.

von denen wir nicht genau wissen, ob sie sich in dieser Form oder überhaupt zugetragen haben.<sup>107</sup>

5. Das Nosologieproblem: Die retrospektive Diagnostik folgt einer modernen Psychopathologie, die sich grundlegend von medizinischen Vorstellungen der Antike unterscheidet und daher anachronistische Fehlschlüsse begünstigt.<sup>108</sup>
6. Das Relevanzproblem: Damit zusammen hängt auch die Frage, ob die retrospektive Diagnostik überhaupt eine im engeren Sinne geschichtswissenschaftliche Frage behandelt oder einen Mehrwert für eine solche generiert.<sup>109</sup>

Da die Psychoanalyse in der Tradition FREUDS die Existenz eines distinkten Caesarenwahnsinns rundheraus bestritten hat, erlaubt auch die Psychohistorie zudem keinen unproblematischen Zugang zu dem hier untersuchten Thema.<sup>110</sup> Hinter-

107 Dass dieses Problem Herrscherpersönlichkeiten besonders betrifft und zudem mit dem Thema der Tyrannentopik zusammenhängt, ist oben (Kap. 2.1.1) bereits erwähnt worden; dazu s. a. HAMPL (1966), 127–128; 130; SCHÄFER (1980), 73; STRASBURGER (1982), 1102; WITSCHEL (2006), 94; 107–108.

108 FOUCAULT (1973), 7: „Keiner der Begriffe der Psychopathologie darf – selbst und vor allem im impliziten Spiel der Retrospektionen – eine organisatorische Rolle spielen.“ LEIBBRAND/WETTLEY (1961), 2: „Kranke Menschen sind eine Wirklichkeit, Krankheiten mit begrifflichen Namen sind Erscheinungen des Geistes. Sie sagen nicht nur in verschiedenen Zeitbindungen Besonderes aus, sie sind gelegentlich auch Erfindungen, die aus dem Zeitgeist emporwachsen, um entweder zu verschwinden oder mit gleichem Namen anderes zu meinen.“ Auf eine allein durch das antike Vokabular mögliche Verzerrung des Befundes weist STRASBURGER (1982), 1102 hin. Außerdem können Verhaltensweisen, die in einem modernen Diagnoseraster als auffälliges Symptom einer psychischen Erkrankung gelten, in der Antike völlig normal und daher keiner Erwähnung wert gewesen sein; dazu s. REAMES-ZIMMERMAN (2001), 102; EDWARDS (1992), 115; HAMPL (1966), 131, Anm. 8; HEIBERG (1927), 1; vgl. VEYNE (1992), 72–73.

109 BESANÇON (1971), 102; SCHULZE (1978), 513; WEHLER (1980c) 79; 90–93; WEHLER (1980b), 97; 100–102; vgl. CHARLESWORTH (1971), 665–666; GRANT (2000), XI–XIV sowie die ebenfalls nicht auf individuelle Diagnostik zielenden Ansätze von CARTWRIGHT (1972), 1–4 u. PORTER (1987), 1–7. BESANÇON (1978), hier 6 formuliert es nach seiner radikalen Abkehr von den Methoden der Psychohistorie am drastischsten: „Je n’ai jamais pu faire entendre que le comportement, la „vie“, mue par son dynamisme interne, de Luther ou de Wilson, laissait l’historien parfaitement indifférent et que’elle ne constituait pas un problème digne de l’intéresser.“ Der Gedanke bildet auch die Grundlage der Claudius-Biographie von OSGOOD (2011), hier 21: „Indeed, Claudius’ own inner thoughts are, historically speaking, less important than his actions, and hard to judge anyway.“ Auch REAMES-ZIMMERMAN (2001), 99–105 kommt bei ihrer umsichtigen Erörterung der Präliminarien für ihre durchaus als retrospektive Diagnose angelegte Studie (ibid. 119: „Our goal is clinical diagnosis [in so far as possible] [...]“) über das Trauerverhalten Alexanders d. Gr. zu dem Ergebnis, dass letztlich nur die sozialen Praktiken, in denen sich psychologische Prozesse wie etwa die Trauerarbeit niederschlagen, Forschungsgegenstand des Historikers sein können, nicht hingegen die dahinterstehenden Gefühle von konkreten Individuen; dazu vgl. u. S. 184–185 mit Anm. 332 u. 333. Dies ist im übrigen einer der Gründe, aus denen ein psychohistorischer Ansatz, der über die reine Untersuchung von geistigen Krankheiten hinausgeht, für den Historiker interessanter ist, als die nur auf psychopathologische Phänomene zielenden psychiatrischen Diagnosen.

110 Eine Anwendung psychoanalytischer Erklärungsmuster auf die als wahnsinnig geltenden Julio-claudier und andere römische Kaiser ist dennoch möglich. Seit dem Siegeszug der Psychoanalyse bedienen sich diese und ähnliche Ansätze aber nicht mehr der Bezeichnung Caesarenwahnsinn und leisten daher keinen Beitrag zu der Frage nach einem produktiven Einsatz des

grund ist u. a. der originologische Ansatz der Psychoanalyse, der daher auch die psychohistorischen Studien auszeichnet. Wenngleich der Psychohistoriker ERIK H. ERIKSON den Ausdruck der Originologie gewissermaßen als Warnung davor verwendet, in das der Teleologie entgegengesetzte Extrem zu verfallen<sup>111</sup>, ist die Erklärung späterer Verhaltensweisen aus den Erfahrungen der Kindheit und Jugend ein Gemeinplatz psychologisierender Geschichtsdeutung geworden. Auch die seelischen Härten, denen die Julioclaudier aufgrund der Familienpolitik des Augustus sowie der innerfamiliären Intrigen und Machtkämpfe seit ihrer Kindheit ausgesetzt waren, sind bisweilen herangezogen worden, um mögliche, in späterer Zeit offenbar werdende psychische Auffälligkeiten zu erklären.<sup>112</sup> Dass Tiberius, Caligula, Claudius und Nero unter den Machinationen gegen ihre engsten Verwandten und unter ihrer eigenen oft prekären Sicherheitslage gelitten haben, ist anzunehmen; dass sich auch ihr nachmaliges Verhalten auf dem Kaiserthron hierdurch erklären lässt, mag plausibel erscheinen – zwingend ist es indes keineswegs.<sup>113</sup> Vor allem aber weicht die Originologie den Zusammenhang von Machtposition und geistigem Zustand notwendigerweise auf und provoziert die Frage, ob es eventuell nicht die autokratische Herrschaft war, die den Charakter verdarb, sondern ein verdorbener Charakter, der die Voraussetzung für autokratische Herrschaft bildet.<sup>114</sup>

Es bleibt darüber hinaus umstritten, inwieweit der metahistorische Erklärungsanspruch der Psychoanalyse tatsächlich bestand hat bzw. ob FREUDS Psychologie aus historischer Perspektive doch nur eine unter vielen ist.<sup>115</sup> Man müsste dann eigens eine Psychologie der Kultur bzw. der Epoche, die es zu untersuchen gilt,

Konzeptes, dazu s. SITTIG (in Vorbereitung). Zu Arbeiten, die aus psychoanalytischer oder medizinhistorischer Sicht ohne den Einsatz des Begriffs Caesarenwahnsinn operieren s. SACHS (1930); ESSER (1958).

111 ERIKSON (1958b), 16–20; 40–43; vgl. EDWARDS (1992), 115; BESANÇON (1971), 102–103; HUGHES (1971), 45–47; LEVALLOIS (1993), 54–58; RÖCKELEIN (1993a), 23–24; SCHULZE (1978), 512–513; WEHLER (1980b), 100.

112 Schon die antiken Quellen neigen dazu, den Charakter der julisch-claudischen Kaiser mit deren Kindheit und Jugend sowie den Verhältnissen innerhalb der *domus Augusta* zu erklären. Für Caligula s. dazu z. B. Tac. ann. 6,20; 6,24–25; Suet. Cal. 10,2; Ios. ant. Iud. 19,2,5 (208–209). Für Claudius s. Cass. Dio 60,2,5; dazu s. a. u. S. 178–179. Unter den Prämissen der modernen Psychoanalyse hat die Forschung diesen Erklärungsansatz häufig aufgegriffen und in modifizierter Weise fortgeschrieben; KISSEL (2006), 10. Für Caligula bes. eindringlich bei FERRILL (1991), 31–93; 99–104; dazu s. a. BALSDON (1934), 12–14; 205–219; JEROME (1962), 401–413; 419–420; KLOFT (2000), 183–184; KLOFT (2001), 89–93; MASSARO/MONTGOMERY (1978), 896–901; 907–909; SCHÄFER (1980), 73; WINTERLING (2003), 25–50; YAVETZ (1996), 106. Besonders vorsichtig argumentieren in dieser Hinsicht BARRETT (1989), 17–41 u. zuletzt SIDWELL (2010), 185–189. Für Nero bei HOLLAND (2002), 15–65. Auf eine vom Einzelfall und einer konkreten Diagnose gelöste Weise versucht TONER (2009), 54–74, Modelle der modernen Psychologie auf die Alte Geschichte anzuwenden.

113 Zum Problem von Wahrscheinlichkeitsschlüssen im Bereich der Psychologie s. STRASBURGER (1982), 1104–1106; s. a. EDWARDS (1992), 115.

114 Dass damit auch die Grenzziehung zwischen Fragen der Psychopathologie und der Moral vermischt, ist oben bereits erwähnt worden; s. o. S. 34 mit Anm. 28.

115 Daher spricht RÖCKELEIN (1993b), 8–9 mit Anm. 14 u. 15 auch zu Recht von „Psychologien“ im Plural; s. a. ERIKSON (1959), bes. 95; RESCH (1994); WEHLER (1980c), 86–87; 89–92; WEHLER (1980b), 99–100; 103–105.

entwickeln, die einer eigenen Systematik folgt und sowohl individual- als auch kollektivpsychologische Faktoren in Beziehung zueinander setzt.<sup>116</sup> Die Liste der noch zu verrichtenden Vorarbeiten wäre in jedem Falle lang: Vonnöten wären Untersuchungen zu „der Sozialgeschichte der Kindheit, der Jugend und des Alters, der historischen Familienforschung, der historischen Sozialisationsforschung, der Mentalitätsgeschichte, der historischen Verhaltensforschung, der historischen Demographie, der quantitativen Biographieforschung, der Erziehungs- und Bildungsgeschichte und Erziehung, der Frauengeschichte, der Geschichte der Geschlechterrollen, der Geschichte des Körpers und der Sinneswahrnehmungen.“<sup>117</sup>

Diese Arbeit kann hier nicht geleistet werden, und zwar nicht nur deshalb, weil es dem Verfasser an den Fachkenntnissen fehlt, die notwendig wären, um über den Rahmen einer ‚Hobbypsychologie‘ hinaus wissenschaftlich tragfähige Ergebnisse zu erzielen – auch wenn schon dieser Umstand allein einen hinreichenden Grund bietet, sich eines solchen Unterfangens von vornherein zu enthalten. Die Psychologie einer Epoche zu begründen, ist nicht weniger als ein Lebenswerk, wie FREUD selbst es mit der Psychoanalyse für die Moderne hinterlassen hat. Schon aus praktischen Erwägungen gilt es daher, eine Methode zu finden, die einen Zugang zum Wahnsinn jenseits der Alternativen von Pathologisierung und Rationalisierung erlaubt, indem sie die Faktizität der Überlieferung als solche in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses rückt. Die Ähnlichkeiten zwischen historischer bzw. archäologischer und psychoanalytischer Methode, die FREUD selbst betont hatte und die seitdem Gegenstand zahlreicher Untersuchungen geworden sind, stellen mithin keine hinreichende Grundlage für eine Untersuchung des Caesarenwahnsinns mithilfe der Psychohistorie dar.<sup>118</sup> Es sind daher weniger die naturwissenschaftlichen Komponenten der Psychoanalyse als die Aspekte einer kritischen Sozialwissenschaft, die an dieser Stelle von Bedeutung erscheinen.<sup>119</sup>

116 ERIKSON (1959), 77–78; HUGHES (1971), 44–51; LEVALLOIS (1993), 39; RÖCKELEIN (1993b), 7; RÖCKELEIN (1993a), 26–28; WEHLER (1971), 22–23; WEHLER (1980c), *passim*; WEHLER (1980b), 104–105; vgl. BESANÇON (1971), 141–147; BINION (1987), 74–76; DEMAUSE (1987), 53–63. Ein explizites Interesse der Althistorie an solchen Wechselwirkungen zwischen Individuum und Kollektiv bekunden KLOFT (2001), 101–102; 111–113 u. STRASBURGER (1982), 1103–1104. Der Ausdruck Kollektivpsychologie wurde gewählt, um den Begriff der Massenpsychologie (dazu s. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 203–210) zu umgehen, die ganz andere, und zwar spezifisch neuzeitliche Phänomene erklärt, aber leicht zu einer Fehldeutung antiker Verhältnisse führt, wie EGON FLAIG gezeigt hat; FLAIG (1992), 54–55, bes. Anm. 61; FLAIG (2004), 236–237; vgl. die nicht gegebene Anwendbarkeit des ‚Splitting‘ als Diagnosemerkmal für paranoide Störungen auf die Antike; EDER (2000), 85–86.

117 RÖCKELEIN (1993a), 23–25, hier 24; s. a. DEMAUSE (1987), 51–53; ERIKSON (1966), 44–46 u. vgl. aus althistorischer Perspektive EDWARDS (1992), 115 sowie WINTERLING (2008), 136–137.

118 Zu diesen Ähnlichkeiten s. FREUD (1999d), 426–427; dazu s. ALT (2016), 200–203; 221–222; BESANÇON (1971), 101; GLEI (2000), 10–11; MORÉ (2015), 13–14; NÄF (2001), 54–56; NÄF (2004), 186; vgl. CARTWRIGHT (1972), 1.

119 MORÉ (2015), hier 10 nennt FREUDS Ansatz „gesellschaftskritische Sozialpsychologie“; s. a. SCHLESIER (2002a), 591.

## 2.2.2 (Re-)Konstruktion von historischer Realität – Diskursbegriff und Aussagenanalyse

Dreh- und Angelpunkt einer geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Caesarenwahnsinns jenseits der Psychohistorie bleibt also der von FREUD konstatierte konventionelle Charakter von Grenzziehungen im Bereich der Psychopathologie.<sup>120</sup> FREUD hatte versucht, diesen zu überwinden und mit der Psychoanalyse einen Erklärungsansatz zu schaffen, der alle menschlichen Verhaltensweisen und damit auch alle Prozesse der Kulturbildung und sozialen Praktiken psychologisch erklären kann. Dazu betrachtet er die menschliche Psyche aus onto- und phylogenetischer Perspektive und postuliert eine Art psychische Evolution des Menschen.<sup>121</sup> Dieser universelle Geltungsanspruch der Psychoanalyse, der sich das Erklärungspotential aller Geisteswissenschaften unterwirft<sup>122</sup>, hat zu grundsätzlicher Kritik und zur Suche nach Alternativen herausgefordert. Als solche darf auch die Diskursanalyse MICHEL FOUCAULTS verstanden werden, die nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse entstanden<sup>123</sup> und u. a. anhand einer Untersuchung des Wahnsinns im Zeitalter der Moderne erprobt worden ist. Im Rahmen der althistorischen Forschung zum Caesarenwahnsinn findet FOUCAULT allerdings üblicherweise lediglich in Form einer pflichtbewussten, aber äußerst knappen Referenz Erwähnung.<sup>124</sup> Im Folgenden soll sein Verfahren und dessen Mehrwert für die hier untersuchte Fragestellung daher ausführlicher begutachtet werden.

In seinem Werk *Wahnsinn und Gesellschaft*<sup>125</sup> stellt FOUCAULT die Abhängigkeit der Perception des Wahnsinns von den grundlegenden Denk- und Wahrnehmungsmustern einer Gesellschaft, den Diskursen<sup>126</sup>, in den Mittelpunkt seines Interes-

120 TONER (2009), 83: „The symptoms of insanity are culturally constructed [...]“; dazu vgl. a. CHANDLER (2009), 8–9; MASSARO/MONTGOMERY (1978), 905; LEVALLOIS (1993), 40–41; MÜLLER (2000), 70; LAGRANGE (1990), 11; PORTER (1987); dazu s. a. o. S. 29–31.

121 Dazu s. a. o. S. 29 mit Anm. 3.

122 FOUCAULT (1974), 402: „Darin liegt eine doppelte Versuchung: jede Erkenntnis zu verpsychologisieren und aus der Psychologie eine Art allgemeiner Wissenschaft aller Wissenschaften zu machen; oder umgekehrt diese ursprüngliche Schicht in einem Stil zu beschreiben, der jedem Positivismus entgeht, so daß man von da ausgehend die Positivität jeder Wissenschaft beunruhigen und gegen sie den grundlegenden, unumgänglichen Charakter dieser Erfahrung zu Hilfe nehmen kann.“ Vgl. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 181–182; dazu s. a. o. S. 30 mit Anm. 5. Zum Thema einer einseitig psychohistorischen Erklärung der Geschichte s. WEHLER (1971), 26–30; WEHLER (1980c), 92–93. Diese wird von der Psychohistorie allerdings üblicherweise nicht gefordert; BESANÇON (1971) 101–102; RÖCKELEIN (1993b), 7; vgl. dagegen o. S. 46 mit Anm. 92.

123 FOUCAULT (1997), 11; dazu s. DREYFUS (1988); SCHLESIER (2002a), 597–598.

124 SOMMER (2012), 82 u. WINTERLING (2008), 135–136. In jüngerer Vergangenheit haben sich in ihren Studien z. B. HOLMES (2012), bes. 84–91 über Sexualität und STRATTON (2007), bes. 1–38 über Magie für einen dezidiert diskursanalytischen Ansatz entschieden.

125 Sie trägt auf Französisch den Titel *Histoire de la folie à l'âge classique. Folie et déraison* (FOUCAULT (1961)) und in der deutschen Übersetzung *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (FOUCAULT (1973)), nach der hier stets zitiert wird. Eine konzise Zusammenfassung bietet WELSCH (1996), 167–173.

126 Zur Definition und Geschichte des Begriffs Diskurs im Allgemeinen sowie zum spezifischen Diskursbegriff FOUCAULTS s. SCHALK (1998); LANDWEHR (2008), 16–17 u. 65–79.

ses – und erst die soziologische Dimension einer Abhängigkeit des Wahnsinns von gesellschaftlichen Normen ist es, die den Begriff für eine im eigentlichen Sinne historische Fragestellung relevant erscheinen lässt.<sup>127</sup> FOUCAULT beschreibt in der umfangreichen Studie einen Prozess der zunehmenden Reduktion des komplexen Phänomens Wahnsinn auf den klinischen Wahnsinn, also einen Defekt im medizinischen Sinne: Verschiedene bis dahin nur lose durch den Begriff des Wahns als diffuse Agglomeration miteinander verbundene Devianzen seien im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts von Psychologie und Psychiatrie als Krankheiten klassifiziert worden. Das komplexe Phänomen Wahnsinn sei so zunehmend auf einen seiner Teilaspekte, eben den der Geisteskrankheit, eingeengt und erst damit als eindeutig defizitärer Zustand definiert worden. Diesen Prozess ordnet FOUCAULT in den größeren Kontext der Sozialdisziplinierung ein und deutet mithin seine Funktion als Beitrag zu einem effektiven System der Repression, Sanktionierung und Kontrolle bestimmter Verhaltensweisen.<sup>128</sup>

Die Diskursanalyse ist also insofern kritische Theorie, als sie auf diese Weise Auskunft über Machtverhältnisse innerhalb einer Gesellschaft zu geben vermag. Schließlich offenbart sie, wie die diskursive Sanktionierung von Verhaltensweisen soziale Normen und Hierarchien generiert, reproduziert und stabilisiert.<sup>129</sup> Deutlich zu erkennen sei dieser Konnex daran, dass die Ausweitung der Internierungspraxis, von der ursprünglich nur Lepra-Kranke betroffen waren, die aber schließlich zur Einrichtung der sogenannten Irrenhäuser führen sollte, zunächst in erster Linie auf Basis ökonomischer, nicht medizinischer Indikatoren erfolgte – also nicht wegen der Geisteskrankheit der Internierten, sondern wegen deren wirtschaftlicher Unproduktivität.<sup>130</sup> Die sich konstituierende Wissenschaft der Psychiatrie habe solchen Maßnahmen eine medizinische und auf diese Weise nicht nur pseudo-objektive, sondern sogar pseudo-philanthropische Begründung verschafft und so die Fähigkeit besessen, zugleich die Effizienz und Akzeptanz des sozialen Disziplinierungsapparats subtil zu erhöhen.<sup>131</sup> Von Exklusion und Marginalisierung verlaufe eine direkte Linie zur Organisation des Wahnsinns.

Als Vertreterinnen eines objektivistischen Wissenschaftsverständnisses lösen Psychiatrie und später auch Psychologie das vielschichtige Phänomen in einzelne Krankheitsbilder auf und machen es auf diese Weise einer rationalistischen Erklä-

127 Vgl. dazu FORRESTER (1990), 89 sowie o. S. 49 mit Anm. 109.

128 Dazu s. FEDER (1980), 6–7; DREYFUS (1988), 236. Als konkretes Beispiel führt LAGRANGE (1990), 41–45 den Zusammenhang von freudianischem Sexualapparat und der Familie als Institution sozialer Disziplinierung an; vgl. FORRESTER (1990), 90–99; PORTER (1987), 5.

129 FOUCAULT (2005); FOUCAULT (1997), 38–49; s. a. FOUCAULT (1974), 367–372, bes. 369–370; vgl. WELSCH (1996), 166–167.

130 Damit verbunden waren politische, soziale, religiöse und ethische Interessen. Insofern stellt sie ein repressives gesellschaftliches Ordnungsinstrument dar; FOUCAULT (1973), bes. 527–536; s. a. 68–128; 181–205; 253–254; 326–332; 360–368; 391–394; 414–421; vgl. dazu ALEXANDER/SELESNICK (1966), 4; DREYFUS/RABINOW (1982), 3–10.

131 FOUCAULT (2005); dazu s. DREYFUS/RABINOW (1982), 10–11; FEDER (1980), 29–30 sowie WELSCH (1996), 173–180 über FOUCAULT (1977).

zung zugänglich.<sup>132</sup> Sie gewinnen die Deutungshoheit über den Wahnsinn, so dass dieser seinen Status als Kategorie *sui generis* verliert – er ist nicht länger eine eigene Sphäre, sondern nur noch ein Epiphänomen der Vernunft.<sup>133</sup> Das Irrationale bekommt eine innere Ratio zugeschrieben und so seine neue Form als Unterbewusstes, durch das Existenz und Wesen der Unvernunft vernunftgemäß erklärt werden können.<sup>134</sup> Dies ist nichts anderes als der professionalisierte Versuch, das Irrationale rationalistischen Prinzipien zu unterwerfen<sup>135</sup>, oder – wie FOUCAULT sagt –: „[d]er Griff, in den die Vernunft die Nicht-Vernunft nimmt, um ihr ihre Wahrheit des Wahnsinns, des Gebrechens oder der Krankheit zu entreißen [...]“.<sup>136</sup>

Der wissenschaftliche Rationalismus der Moderne zerlegt das Phänomen des Wahnsinns auf diese Weise nicht nur in seine Einzelteile, sondern befreit ihn zugleich von allen metaphysischen und moralischen Konnotationen, die ihm bis dato zu eigen waren. Das Ergebnis ist das subtraktive Verhältnis von Schuld und Geisteskrankheit, an das wir heute gewöhnt sind, während der Wahnsinn zuvor das Stigma der Unmoral getragen hatte, etwa wenn er als Besessenheit durch den Teufel gedeutet wurde.<sup>137</sup> Zugleich verliert das Irrationale aber den Charakter einer eigenen Sphäre des menschlichen Daseins – der Wahnsinn hat keinen Anspruch mehr auf Beschreibung der Realität. FOUCAULT nennt dies die „Negativität des Wahnsinns“<sup>138</sup>: Er wird nicht mehr als alternative und zumindest wahrheitsfähige Wahrnehmung toleriert, sondern nur noch als Abwesenheit rationaler Vernunft verstanden. Allein die letztere ist von da an in der Lage, wahre Geltungsbehauptungen

132 SCHLESIER (2002a), 587: „Aus der Anwendung dieser Methode ergab sich die Entdeckung, daß die Krankheitssymptome der Psychoneurosen (Hysterie, Zwangsneurose, Paranoia) Sinn und Bed. besitzen, und zwar als transformierte Darstellungen von abgewehrten und ins Unbewußte ‚verdrängten‘ Affekten, v. a. von affektbesetzten Erinnerungen und Wünschen.“

133 FOUCAULT (1974), 431–433; dazu s. DREYFUS/RABINOW (1982), 11–12; DREYFUS (1988), bes. 227–231. Dies ist ein wichtiger Grund dafür, dass FOUCAULT die Psychoanalyse nach anfänglicher Wertschätzung als Instrument zur ‚Befreiung‘ des Wahnsinns bzw. des Unbewussten von Unmündigkeit und Unterdrückung in seinen Spätwerken dann vor allem als Instrument zur gesellschaftlichen Normierung des Individuums betrachtet; vgl. FOUCAULT (1973), 534–536; FOUCAULT (1974), 404–412; 447–456; dazu s. DREYFUS (1988), 234–235; LAGRANGE (1990), bes. 11–36; PROKHORIS (1990), bes. 147–149; HENRICHS (1994), 33; FORRESTER (1990), 99–105.

134 FOUCAULT (1974), 389–396; 433–439; dazu s. a. LAGRANGE (1990), 18–21; vgl. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 203–210. So greift ja auch FREUD (1999i), 54 explizit den Gedanken auf, dass der Wahnsinn Methode habe; vgl. dazu u. S. 475, Anm. 136.

135 Vgl. ALEXANDER/SELESNICK (1966), 4–5; WEBER (2011), 21. Die Seelenlehre Platons und die moderne Psychoanalyse weisen hinsichtlich Problemstellung und Erkenntnisinteresse einige Ähnlichkeiten auf; dazu s. DIHLE (1995), 10–17 mit FREUD (1999e), 325–335; dazu s. a. u. Kap. 3.3.

136 FOUCAULT (1973), 7.

137 FOUCAULT (1973), 133 (s. a. 462): „Alles verläuft, als ob die psychologische Erklärung die moralische Beschuldigung verdoppele, während wir seit langer Zeit die Gewohnheit haben, zwischen ihnen eine subtraktive Beziehung herzustellen.“

138 FOUCAULT (1961), 304: „la négativité de la folie“ bzw. FOUCAULT (1973), 255; dazu s. a. u. S. 80, Anm. 94; S. 105. Zu diesem Verhältnis von Wahnsinn und Vernunft s. a. FOUCAULT (1973), 51–58; 129–153; 167–169; 240–250; 348–357.

aufzustellen und damit die Erkenntnis von Realität für sich zu beanspruchen. Die moralische Absolution des Wahns geht also einher mit einer absoluten Aufhebung seines Sinns, indem er gerade als mangelnde Fähigkeit, zwischen wahr und unwahr zu unterscheiden, definiert wird.<sup>139</sup>

FOUCAULT konstatiert damit allerdings keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Ganz im Gegenteil: Er registriert anhand eines radikalen Bruchs in der Wahrnehmung des Wahnsinns den historischen Wandel der Wahrheit selbst. Er verdeutlicht an diesem Beispiel, dass jenseits von Naturwissenschaften, die über rein quantitativ-empirische Verfahren einen Zugang zu ihrer Umwelt finden, jede Beschreibung der Realität ihrer Wahrnehmung nachgelagert ist und dass diese Wahrnehmung ihrerseits durch grundsätzliche Ordnungsmuster, die Diskurse, strukturiert wird. Jede Aussage hat nur dann eine Chance, als wahr anerkannt zu werden, wenn Autor und Rezipient demselben Diskurs folgen. Dieser stellt daher eine Art Regelwerk für die Herstellung von wahren Behauptungen sowie Sinnzuschreibungen und mithin für eine verbindliche Wahrnehmung, eine *Ordnung der Dinge*<sup>140</sup>, dar. Jede Aussage, die behauptet, Realität besser, genauer oder objektiver beschreiben zu können als andere, beschreibt daher keine Realität, sondern ist Teil des Prozesses, in dem diese hervorgebracht wird.<sup>141</sup> Keine Frage nach einer dieser strukturierten Wahrnehmung vorgelagerten, objektiv erkennbaren Realität kann daher Gegenstand der Humanwissenschaften sein.<sup>142</sup>

Vor jeder wissenschaftlichen Theorie zur Beschreibung des Phänomens liegt also vielmehr immer ein vorwissenschaftliches Deutungsmuster, das darüber entscheidet, was konkret als Wahnsinn wahrgenommen wird und daher überhaupt in eine systematische Untersuchung einbezogen werden kann.<sup>143</sup> Damit ist der Diskurs auch dem erkennenden Subjekt vor- und der universelle Erklärungsanspruch der Psychoanalyse ausgeschaltet, da diese selber nur Ergebnis eines Diskurses ist und Realität nicht beschreibt, sondern formt. FOUCAULT konstatiert also einen scharfen Bruch in der Beschreibung und Behandlung des Phänomens Wahnsinn sowie in der

139 Zum Wahnsinn als mangelnde Fähigkeit, zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden, vgl. FOUCAULT (1974), 81–82; FREDE (1996a), *passim*; FREDE (1996b), bes. 162–165 u. 169–170; FUHRER (2010), bes. 86–92; SORABJI (1996), 316–318.

140 Dazu s. u. S. 56, Anm. 145.

141 FOUCAULT (1997), 13–17; LANDWEHR (2008), 20–22; 73–78; SARASIN (1994), 31–33; STADLER (1980), 30–31.

142 Zur Frage des Verhältnisses von subjektiver Wahrnehmung und objektiver Realität schon FREUD (1999e), 378–380; vgl. a. DERRIDA (1976), 74–86; DIHLE (1995), 24–25; FEDER (1980), 5–7; RUMPEL (1990), 339–357 u. KRIS (1971), 60–63 mit explizitem Bezug sowohl auf die freudianische Psychologie als auch auf Platon und Aristoteles.

143 Vgl. FOUCAULT (1973), 7: „Konstitutiv ist lediglich die Geste, die den Wahnsinn abtrennt, und nicht die Wissenschaft, die in der nach der einmal vollzogenen Trennung wiedereingetretenen Ruhe entsteht. Ursprünglich ist dabei die Zäsur, die die Distanz zwischen Vernunft und Nicht-Vernunft herstellt.“ Zu dem Problem der notwendig vorwissenschaftlichen Strukturierung von Realität s. a. POPPER (1972), 59–66; vgl. FOUCAULT (1997), 11–13; dazu s. a. DREYFUS (1988), 232–237; TONER (2009), 54; 78; 89–90; WEHLER (1980b), 100.

Sinnzuschreibung an damit einhergehende soziale Praktiken wie etwa der Internierung. Damit sind seine Ergebnisse spezifisch auf die Moderne bezogen und können nicht ohne weiteres auf die antiken Verhältnisse übertragen werden.<sup>144</sup> Indem er den Wahnsinn als ein Phänomen in den Blick nimmt, das historischen Veränderungen unterworfen ist, gilt das Gegenteil für seine Methode. Vor diesem Hintergrund wird der Diskurs selbst zum Untersuchungsobjekt kritischer und selbstkritischer Wissenschaften und bietet auch der historischen Quellenkritik einen Gegenstand.

Diese Diskurstheorie ist die entscheidende Grundlage für die Methode der Diskursanalyse, die FOUCAULT nicht nur am Beispiel des Wahnsinns exemplifiziert hat.<sup>145</sup> In seinem Sinne soll im Folgenden unter einem Diskurs ein basales Denk- und Wahrnehmungsmuster, d. h. ein Set von grundlegenden Regeln verstanden werden, die das Mach-, Sag- und Denkbare innerhalb eines Narrativs<sup>146</sup> oder eines sozialen Raumes bestimmen.<sup>147</sup> Der Diskurs wird also nicht von den expliziten Aussagen gebildet, die seiner Untersuchung zugrunde gelegt werden, sondern von der ‚Logik‘, die hinter den Aussagen wirkt und diese strukturiert.<sup>148</sup> Der Diskurs muss also mithilfe einer ‚Aussagenanalyse‘<sup>149</sup> erschlossen werden. Dabei besteht theoretisch die Notwendigkeit, alle in einem bestimmten Zeitraum über den Wahnsinn getätigten Aussagen in die Untersuchung einzubeziehen.<sup>150</sup> Da dieses Ziel auch für die antike Überlieferung nicht vollständig erreicht werden kann, soll im Folgenden durch eine systematische Analyse unterschiedlicher Aspekte des antiken Wahnsinnsbegriffs eine möglichst große Breite an unterschiedlichen Aussagen über

144 FOUCAULT (1974), 25–28; dazu s. a. HOLMES (2012), 84–85; 108.

145 So etwa in *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (hier stets zitiert nach der deutschen Ausgabe FOUCAULT (1974)) auch am Beispiel von Biologie und Ökonomie. Das französische Original erschien unter dem Titel *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines* (FOUCAULT (1966)). Erst nachträglich hat er in *Die Archäologie des Wissens* (FOUCAULT (1981)) versucht, die Methode selbst in den Blick zu nehmen und theoretisch zu begründen.

146 Als Narrativ wird im Folgenden die Gesamtheit von konkreten, thematisch zusammenhängenden Aussagen verstanden. Im vorliegenden Fall handelt es sich um alle Aussagen, die den Mitgliedern der julisch-claudischen Dynastie Wahnsinn unterstellen. Als relevant für die Untersuchung dürfen auch Bezugnahmen auf das Narrativ verstanden werden, etwa wenn die Kaiser gegenüber diesem Vorwurf verteidigt werden. Letzteres kann in der Form expliziter Verneinung oder durch die Zuschreibung von dem Wahnsinn entgegengesetzten Eigenschaften erfolgen. Das Narrativ ist also ein Element einer übergeordneten Erzählung (Narration) – hier der antiken Darstellungen der julisch-claudischen Dynastie vom Tod des Augustus bis zum Tod Neros – das zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten auftreten und wirksam werden kann. Da sich ein Narrativ nicht auf einen einzelnen Text beschränkt, verweist es bereits über den literarischen Rahmen hinaus auf soziale Dispositionen des Erzählens; dazu s. a. STIERLE (1984b). Zur sozialen Dimension der Sprache als Voraussetzung der Diskursanalyse s. a. LANDWEHR (2008), 22–25 u. 47–55; SCHALK (1998), 92–102; SARASIN (1994), 32.

147 LANDWEHR (2008), 20–22; SARASIN (1994), 31.

148 FOUCAULT (1981), 91–92; FOUCAULT (1997), 30–33; VEYNE (1992), bes. 28–33; s. a. LANDWEHR (2008), 20–22; SPÄTH (2000a), 117–118.

149 Der Begriff wurde von FOUCAULT selbst alternativ zu dem der Diskursanalyse verwendet und präzisiert diesen; LANDWEHR (2008), 69–72; GEHRING (2015).

150 FOUCAULT (2001a), 646; dazu s. GEHRING (2015), 16–17; STADLER (1980), 30.

das Phänomen im Allgemeinen ausgewertet werden<sup>151</sup>, bevor die entsprechenden narrativen Zuschreibungen an die julisch-claudischen Kaiser auf dieser Basis untersucht wurden.<sup>152</sup>

Diese Aussagenanalyse erweist sich auch deshalb als zielführendes Verfahren für das dieser Arbeit zugrundeliegende Erkenntnisinteresse, da es den eingangs formulierten Gedanken aufgreift, dass sich endgültige Klarheit über die mentale Konstitution und psychische Entwicklung der römischen Imperatoren nicht mehr erzielen lassen wird. Denn FOUCAULT kann es vor dem Hintergrund der genannten Prämissen nicht um die Rekonstruktion einer objektiven gesellschaftlichen Realität gehen. Ganz im Gegenteil: Die Diskurstheorie FOUCAULTS bestreitet die Existenz jeglicher vordiskursiven Wirklichkeit. Außerhalb des Diskurses kann es lediglich eine Materialität geben. Wann immer Menschen mit dieser Materialität in Interaktion stehen, ist objektive Erkenntnis daher ausgeschlossen. Die historische Realität ist nur in dieser Form, als eine spezifische Perzeption der Welt durch unsere Quellen, zu greifen.<sup>153</sup> Die Diskursanalyse geht daher davon aus, dass die Frage nach dem Wahrheitsgehalt einer Quelle nachrangig, ja sogar müßig ist, da es im Kern der historischen Forschung darum gehen muss, die schiere Existenz der überlieferten Aussagen anzuerkennen und zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung zu machen. In diesem Sinne entspricht sie dem bereits erwähnten Ausdruck der Faktizität der Überlieferung.<sup>154</sup>

Die Diskursanalyse drängt so auch die Frage nach den Intentionen in den Hintergrund, da diese stets nur in Form der nachträglichen Zuschreibung beantwortet werden kann. Es führt nämlich häufig nicht zu den richtigen Ergebnissen, wenn man aus Wirkungen auf Absichten schließt.<sup>155</sup> Man könnte also sagen, dass im Rahmen der Diskursanalyse nicht Autoren sprechen, sondern Texte, die stets auch nicht intendierte und dem Verfasser selbst verborgene Aussagen tätigen.<sup>156</sup> Der Verfasser verschwindet damit als Individuum mitsamt seiner Biographie und Psyche aus der Untersuchung. Daher ist auch vom „Tod des Autors“ gesprochen worden.<sup>157</sup> Niemand befindet sich schließlich permanent im Vollbewusstsein aller Determinanten seines Handelns bzw. seiner Wahrnehmung eines bestimmten Geschehens. Auf ganz andere Weise als bei FREUD ist das Unbewusste daher auch bei FOUCAULT Teil der Untersuchung. Das Verfahren zielt also auf eine Rekonstruktion der bewussten und unbewussten Wahrnehmung von Realität durch die Kontextualisierung von Texten oder Aussagen durch andere Texte oder Aussagen, in denen diese Wahrnehmung ihren Ausdruck findet.<sup>158</sup> Damit eignet sie sich für eine Untersuchung, die den Fokus von persönlichen Intentionen von Autoren und handelnden Personen entfernen

151 Dazu s. u. Kap. 3.

152 Dazu s. u. Kap. 4–8.

153 LANDWEHR (2008), 18–19.

154 Die Diskursanalyse versteht sich daher dem Positivismus verpflichtet; LANDWEHR (2008), 69–72; dazu vgl. a. o. S. 52 mit Anm. 122.

155 VEYNE (1992), bes. 36–38; LANDWEHR (2008), 69–72; vgl. CORDES (2017), 18.

156 FOUCAULT (1981), 92–93; FOUCAULT (2001b), 869; FOUCAULT (2001b), 20–22; LANDWEHR (2008), 69–72; SARASIN (1994), 31–33; GEHRING (2015), 20; STADLER (1980), bes. 29 u. 33.

157 So der Titel des Aufsatzes von BARTHES (2000).

158 LANDWEHR (2008), 62–63.